

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

 | FISCHER

Triona Walsh
**SCHNEE
STURM**

Thriller

Aus dem Englischen
von Birgit Schmitz

 | FISCHER

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text wurde im Rahmen des Programms NEUSTART KULTUR aus Mitteln der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.



Deutsche Erstausgabe
Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, Januar 2024

© Triona Walsh
First Published in Great Britain in 2023 by Storyfire Ltd trading as Bookouture

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2023 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstraße 114, D-60596 Frankfurt am Main

Redaktion: Ilse Wagner

Zitatnachweise:

- Kap. 14 »Die letzte Rose des Sommers« (Originaltitel: »'Tis the last rose of summer«),
Volkslied, übersetzt von Sophie von Reinhardt, zitiert nach
The LiederNet Archive Juni 2023.
- Kap. 31 »Molchesaug und Unkenzehe«: William Shakespeare, *Macbeth*, 4. Akt, 1. Szene.
Übersetzt von Dorothea Tieck. Zitiert nach: William Shakespeare
(Deutsche Volksbibliothek Sonderreihe), Aufbau-Verlag Berlin 1962, S. 377.
- Kap. 36 »Milch der Menschenliebe«: William Shakespeare, *Macbeth*, 1. Akt, 5. Szene.
Übersetzt von Dorothea Tieck. Zitiert nach: William Shakespeare
(Deutsche Volksbibliothek Sonderreihe), Aufbau-Verlag Berlin 1962, S. 343.

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-70899-4

PROLOG

INISHMORE, ARAN-INSELN,
VOR DER WESTKÜSTE IRLANDS

Jeden Sommer kommen die Klippenspringer.

Sie stehen Schlange, um sich furchtlos von dem vorübergehend aufgestellten Sprungturm in die Tiefe zu stürzen. Sie wirbeln herum und schrauben sich durch die Luft wie verirrte Feuerwerkskörper, die statt in den Himmel zur Erde herabfliegen. Sie springen von einer über den Klippenrand hinausragenden Plattform. Nacheinander gleiten die mutigen – oder verrückten, je nachdem, wen man fragt – Männer und Frauen hinab, um voller Anmut und Selbstvertrauen in die Serpent's Lair einzutauchen. Dieses Felsenbecken wurde nicht von Menschenhand, sondern von der Natur in den Kalksteinfelsen gemeißelt; über Jahrtausende formten Wellen und starke Stürme den genau rechteckigen Pool. Ihm wohnt ein Zauber inne, der einstmals durch Geschichten von einem schlafenden Ungeheuer, einer Schlange, die dort hause, wegerklärt wurde. Durch unterirdische Kanäle schwillt Meerwasser in das breite, tiefe Becken und zieht sich wieder zurück. Nun ist es begierig, die Kunstspringer zu empfangen.

Von ihren Logenplätzen aus beobachten die Kliffbewohner – Kormorane, Lummen und eifersüchtige Tölpel –, wie diese seltsamen, federlosen Vögel in den hungrigen Schlund der Schlange stürzen.

Es erklingen Jubelrufe von Inselbewohnern und Touristen, die sich versammeln, um das Schauspiel zu verfolgen und dabei den Seewind und die Sonne auf ihren Gesichtern zu spüren. Eine wunderbare Art, einen Sommertag auf dieser Insel am Ende der Welt zu verbringen. Einer Insel, die an ihrer Westküste

keinen anderen Nachbarn hat als den endlosen, einsamen Atlantik. An dem äußersten Rand Europas, dem Tor zur Neuen Welt. Sie picknicken und halten Smartphones hoch, um die spektakulären Sprünge einzufangen. Ein Ausflug für die ganze Familie.

Die Zuschauer spüren den adrenalinbefeuerten Nervenkitzel, wenn ein Wettkampfteilnehmer nach vorn auf das Brett tritt und seine Zehen um dessen Rand krallt. Sie halten kollektiv den Atem an, wenn er den Sprung ins Ungewisse wagt, sich hinabstürzt wie ein Lummenküken und durch die Luft fällt, voll Vertrauen auf die Magie des Flugs und einen freundlichen Empfang in den Wellen unten.

Wellen, die jetzt, in der Düsternis einer Wintermorgendämmerung, weniger freundlich wirken. Das Tageslicht hält Winterschlaf wie die eisige Schlange dort unten, müde, ausgemergelt. Durchgefrorene Möwen, die einzigen verbliebenen Zuschauer, kauern gelangweilt und dicht gedrängt in der Felswand, um einander zu wärmen und vor dem erneut einsetzenden Schneefall zu schützen. Ein paar schrecken hoch bei dem Lärm: dem angestregten Stöhnen, den gemurmelten Flüchen aus dem Schatten. Und dem Geräusch von etwas Schwerem, das über den Boden schleift. Doch die meisten Vögel bleiben, wo sie sind, desinteressiert, mehr damit beschäftigt, die Böen und Blizzards dieses Unwetters zu überstehen und nicht in den grenzenlosen Ozean geweht zu werden. Sie merken erst auf, als eine andere Art von Springer über den Klippenrand geworfen wird. Während zuvor schwache Böen auffrischen und der Morgen einfach nicht anbrechen will, fällt dieser Springer anderer Art nicht pfeilförmig mit ausgestreckten Armen hinab, um die Wellen zu zerteilen. Seine Handgelenke sind gefesselt. Seine Augen nicht aus Furcht, Anspannung oder Konzentration ge-

schlossen, sondern durch den Tod. Plump und ohne jede Anmut kracht er in die Schlangenhöhle. Höchstwahrscheinlich bricht er sich beim Aufprall das Genick, doch das macht es jetzt auch nicht mehr schlimmer. Er knallt so laut ins Wasser, dass die überraschten Vögel auffliegen, in der Falle zwischen Angst und Schutzsuche. Oben beugt sich ein Schatten über den Klippenrand und wünscht sich mit aller Macht, dass die Strömung die Leiche durch die unterirdischen Kanäle aufs Meer hinaus trägt, weit weg von hier. Und keine Spur zurücklässt. Nach einem letzten Blick dreht er sich um und geht zurück, kämpft gegen den Schneesturm an wie die verängstigten Vögel.

KAPITEL 1

»Verdammter Mist!«, sagte Cara atemlos und zog die Tür hinter sich zu. Sie schüttelte sich wie ein nasser Hund. Auf dem Weg vom Polizeirevier bis zu ihrem Auto war sie vom Wind herumgeschubst worden wie ein unbeliebtes Kind im Schulflur. Sie blickte durch die Windschutzscheibe über den im Dämmerlicht liegenden Hafen. Es war erst halb fünf Uhr nachmittags, aber die Sonne war schon fast untergegangen. Die funkelnden Weihnachtslichterketten an den Laternenmasten entlang der Küste zappelten und zuckten wie von Stromstößen geschüttelt. Cara sah riesige Wellen gegen den Pier krachen und Fischerboote, die in der Bucht hin und her geworfen wurden wie Spielzeug bei einer Schaumschlacht in der Badewanne. Das Unwetter war über die Insel hereingebrochen, als hege es einen persönlichen Groll gegen sie, und hatte sie vollkommen eingehüllt. Seit dem frühen Nachmittag reichte die Sicht nicht mehr bis zum Festland. Es war, als hätte der Sturm ihre kleine Insel weiter auf den Atlantik hinausgeweht. Weiter weg von der Welt.

Und als Nächstes war Schnee vorhergesagt.

Cara hoffte, dass er ausblieb.

Sie fuhr los und folgte der Hauptstraße durchs Dorf zum *Derrane's, Daithís Pub*. Der Ort war wie leergefegt. Die Inselbewohner nahmen die Warnungen ernst und blieben zu Hause, in Sicherheit. Da wäre Cara auch gern gewesen. Doch sie war die einzige Garda hier, die einzige Polizistin auf Inishmore. Sie hatte Verpflichtungen. Verglichen mit den Kollegen auf dem Festland, führte sie auf einer Insel mit neunhundert zumeist rechtschaffenen Seelen normalerweise ein ruhiges Leben. Aber

wenn ein Unwetter die Insel von der Umwelt abschnitt, musste sie zeigen, dass sie ihr Geld wert war. Den ganzen Tag lang hatte sie den Alten und Schwachen auf der Insel geholfen, sich für den Sturm zu rüsten.

Cara hielt vor dem Pub und atmete tief ein, um sich für ihre nächste Konfrontation mit dem Starkwind zu wappnen. Dann stieg sie aus und rannte den Weg hoch. Durch die mit Lametta-Girlanden geschmückten Fenster fiel das weiche Licht des brennenden Kaminfeuers. Der Raum schien sich schützend um die wenigen unerschrockenen Insulaner zu schmiegen, die es riskiert hatten, auf ein Bier hier einzukehren. Cara drückte die Tür auf und stolperte in den Gastraum.

Alle im Pub erstarrten.

Gläser verharrten auf halbem Weg zum Mund, Gespräche verstummten. Über die Einheimischen senkte sich Stille. Cara kam sich vor wie der neue Sheriff im Ort. Nur die schwingenden Saloontüren fehlten. Dabei war sie schon zehn Jahre hier. Außerdem verstand sie nicht, warum die Leute nicht einfach weiterredeten. Denn selbst wenn, wäre Cara ebenso ausgeschlossen gewesen wie durch dieses Schweigen. Die erste Sprache der Inselbewohner war Irisch, und das beherrschte Cara bekanntlich nicht. Wie die Mehrheit ihrer Landsleute hatte sie keinen rechten Bezug zu der Sprache. Was nicht gerade zu ihrer Beliebtheit bei den Insulanern beitrug.

»Sergeant«, murmelten ein oder zwei der Anwesenden, als sie vorbeiging, begleitet von einem kaum wahrnehmbaren Nicken und noch knapperem Blickkontakt.

Cara marschierte zum Tresen, wo Daithí sich mit einem der Stammgäste unterhielt, einem alten Iren mit Schiebermütze. In der Ecke saß eine Gruppe fröhlich plaudernder Fremder. Touristen, selbst zu dieser Jahreszeit. Dank ihrer mystischen Ver-

gangenheit, ihrer Ruinen und ihrer Lage am Ende der Welt zog die Insel unablässig Leute an.

Am Tresen blieb Cara stehen und stützte ihre Ellenbogen auf die polierte Eichentheke. Sie unterbrach Daithí und den Mann nicht. Sosehr das Irische auch ein Stein des Anstoßes zwischen ihr und den Menschen war, denen sie diente – wenn sie nur zuhörte, waren die lyrischen Klänge, die über Daithís Lippen kamen, wie Musik in ihren Ohren. Cara warf verstohlen einen Blick über die Schulter, um zu sehen, ob die Einheimischen sie endlich nicht mehr beachteten. Mehr als ein Kopf fuhr herum. Sie wusste, dass die Leute sie nicht nur wegen der Sprache ablehnten. Sie war noch dazu eine Zugezogene. Sicher, ihr Vater war ein Einheimischer gewesen, und sie selbst wohnte seit einem Jahrzehnt hier – bei ihrer *mamó*, ihrer Großmutter, die von der Insel stammte, eine von ihnen. Aber Caras Lungen hatten nach ihrer Geburt zunächst verpestete Stadtluft geatmet anstelle der eisig-reinen Atlantikbrise. Und das ließen die Leute sie hier immer wieder spüren.

Manchmal jedoch, wenn sie im Bett lag und ihre Kinder und ihre *mamó* schliefen, hörte sie die Wellen gegen die Küste schlagen und fragte sich, ob das Problem in Wahrheit womöglich weder mit der Sprache zu tun hatte noch damit, dass sie nicht hier geboren war. Vielleicht hegten die Leute ja auch wegen des Unfalls eine Abneigung gegen sie. Vielleicht gaben sie ihr die Schuld an dem, was Cillian zugestoßen war.

»Hey, alles okay? Du siehst so ernst aus.«

Daithís Stimme riss sie aus ihren Gedanken. Cara schaute hoch und lächelte.

»Ich war nur gerade ganz weit weg. War ein langer Tag.«

»Alle freuen sich schon riesig auf dich.«

Caras Lächeln wurde noch ein bisschen breiter.

»Ich kann's auch kaum erwarten.«

Weil Daithí groß und kräftig war wie ein Fischer, brauchte er keinen Türsteher vor seinem Pub. Und wenn es mal Ärger gab, was selten vorkam, musste er nie die Stimme erheben. Ein Blick genügte. Er war ein ruhiger, umsichtiger Mann. Und einer ihrer besten Freunde. Zusammen mit Maura Conneely, der örtlichen Grundschullehrerin, bildeten sie ein eingeschworenes Trio. Sie waren Freunde, seit sie sich als Achtjährige im weißen Sand des Kilmurvey Beach zum ersten Mal getroffen hatten. Das Stadtkind Cara verbrachte gerade die Ferien auf der Insel und lernte so die wilde Maura und den vernünftigen Daithí kennen. Drei glorreiche, jedes Jahr gemeinsam verbrachte Sommermonate hatten ein Fundament gelegt, das bis heute hielt.

»Sind das Gäste von dir?« Cara wies mit dem Kopf auf die Gruppe in der Ecke.

»Ja, ich bin ausgebucht.«

»Hübscher kleiner Zuverdienst um die Zeit.«

»Kann ich definitiv gebrauchen. Übrigens, toll, dass du da bist«, fuhr Daithí fort. »Wir hatten schon Sorge, dass du bei dem Wetter gar nicht aus Galway wegkommst.«

»Ja, und ich erst! Stell dir vor, nach Ewigkeiten sind endlich mal wieder alle hier, und ich hänge auf dem Festland fest.«

Daithí schüttelte den Kopf.

»Das war ja auch das letzte Schiff. Ich hatte riesiges Glück.« Die Fährfahrt vom Festland hierher am Morgen war riskant gewesen. Es hatte sich so angefühlt, als könnte der Wind das Boot jederzeit zum Kentern bringen. Bei der Ankunft im Hafen hatte der Kapitän seine grüngesichtigen Passagiere doppelt so schnell wie sonst von Bord gescheucht und dann sofort den Heimweg angetreten, um nur ja nicht wegen des Sturms bis Neujahr auf Inishmore zu stranden.

»Jetzt sind wir uns selbst überlassen, bis das Unwetter vorbei ist.«

»Wie üblich.«

Cara hasste es, wenn der Fährbetrieb eingestellt war. Und auch der kleine Flieger mit den zehn Sitzen konnte seinen zehnmütigen Überflug nicht mehr machen. So nah und doch so fern. Fakt war, dass sie, obwohl sie im 21. Jahrhundert lebten, genauso von allem abgeschnitten waren wie die Mönche, die hier vor einem halben Jahrtausend zu Hause gewesen und deren kalte, steinerne Klosterruinen noch immer über die Insel verstreut waren. Cara glaubte nicht, dass sie sich je daran gewöhnen würde. An diese Verwundbarkeit. Daran, dass sie auf sich allein gestellt waren, wenn etwas Schlimmes passierte. Vielleicht war das der wahre Unterschied zwischen ihr und den Einheimischen. Sie kannten diese Isolation von Geburt an. Sie war ihnen in Fleisch und Blut übergegangen. Zugezogene wie Cara würden das nie wirklich begreifen.

»Wie geht's denn allen so? Maura hat mir gestern Abend ein Video geschickt. Ihr saht aus, als hättet ihr kein Problem, euch auch ohne mich zu amüsieren.«

»Vermisst haben wir dich trotzdem, keine Sorge.« Daithí lächelte. »Anfangs war's schon ein bisschen komisch. Seamus hat inzwischen einen leichten amerikanischen Akzent. Und Ferdy und Sorcha haben sich zwar nicht sonderlich verändert, aber sie bilden sich schon ziemlich was drauf ein, dass sie jetzt in London leben.«

Seamus, Ferdy und Sorcha. Der Rest der Truppe aus jenen glorreichen Sommern. Der, der nicht auf der Insel geblieben war, als sie erwachsen wurden. Nach dem Unfall.

»Mich wundert ja, dass du nicht total verkatert bist«, sagte sie.

»Ich stand die meiste Zeit hinterm Tresen. Außerdem war's auch nur halb so wild, wie man nach dem Video meinen könnte.«

»Ihr hättet die Sperrstunde ignorieren können. Wo die einzige Inselfolizistin doch nicht da war?«

»Ha, auf keinen Fall! Ich kenn doch deine Spürnase. Du hättest es trotzdem sofort gewittert.«

»Ich hätte ein Auge zuge drückt.«

»War aber gar kein Thema. Maura hat gegen halb zwölf schlappgemacht und beschlossen, dass sie nach Hause muss.«

»Echt? Sieht ihr gar nicht ähnlich.«

»Ja, das fand ich auch. Darum hab ich sie nach Hause gebracht. Sie meinte zwar, es ginge ihr gut, aber ich wollte lieber auf Nummer sicher gehen.«

»Vielleicht wird sogar die wilde, verrückte Maura Conneely langsam alt.«

»Vierunddreißig ist jetzt noch nicht so alt, Cara.«

»Stimmt, fühlt sich aber manchmal so an.«

Daithí wischte um sie herum die Theke ab. »Hast du die anderen schon gesehen, seit du heute Morgen angekommen bist?«

»Nein. Ich bin zwar gleich von der Fähre zum Haus gefahren und hab geklingelt, aber es hat niemand aufgemacht.«

»Wahrscheinlich schlafen sie ihren Rausch aus.«

»Schöner Rausch, wenn der Abend um halb zwölf zu Ende war ... Vielleicht werden wir doch alt.«

»Sie haben bestimmt noch einen Absacker getrunken, als sie nach Hause gekommen sind. Seamus hat erzählt, die Heizung funktioniert nicht. Wenn sie einen Vorwand brauchten, um sich vor dem Schlafengehen noch ein, zwei Gläschen Jameson zu genehmigen, dann hatten sie einen.«

»Ja, könnte durchaus sein.«

Cara schaute auf die Uhr über dem Tresen. »Wie lange musst du denn noch?«

»Courtney ist schon unterwegs. Sobald sie hier ist, kann ich los.«

»Super. Gut, dann warte ich im Auto. Komm raus, wenn du fertig bist.«

»Ach was. Such dir lieber einen Tisch, und ich bring dir was.«

Cara schaute zu den Einheimischen hin.

»Ignorier sie, Cara.«

»Das fällt schwer.«

Der ältere Ire mit der Kappe drehte sich um und starrte sie über den Tresen hinweg an, sein Blick wirkte etwas unfokussiert. Er zeigte auf Cara.

»*Féach ar do chuid gruaise rua*«, sagte er, »*ní maith líom on piseóg seo ag an am seo!*«

»Für Sergeant Folan auf Englisch, Liam«, sagte Daithí.

Es dauerte einen Moment, bis der Alte verstand, dann grinste er und räusperte sich.

»Tschuldigung.« Er hustete noch mal. »Ich hab gesagt, Ihre roten Haare gefallen mir nicht. Wegen dem *piseóg* ... ach, äh, *Volksglauben*«, wiederholte er.

Cara erwiderte nichts darauf.

Der Mann stieg mit einem selbstvergessenen Lächeln von seinem Hocker und wankte Richtung Herrentoilette davon.

»Dieser verdammte *piseóg*. Blöder Scheiß-Aberglaube«, fluchte Cara und wandte sich wieder Daithí zu. »Das nervt echt total. Ich fand das schon immer schräg: In einem Land voll von Rothaarigen glauben die Leute, dass es für den Rest des Jahres Pech bringt, wenn sie an Neujahr einer Rothaarigen begegnen. Dann dürfte an dem Tag doch eigentlich keiner aus dem Haus gehen!«

»Das hat sich bestimmt einer ausgedacht, der nach Weihnachten keinen Bock mehr auf Leute hatte«, sagte Daithí. »Tut mir leid, aber ich kann heut nicht raus. Was, wenn mir eine Rothaarige über den Weg läuft? Gib mal die Bonbons und die Fernbedienung rüber.«

»Da könnte was dran sein«, erwiderte Cara lachend und seufzte dann. »Ich freu mich schon drauf, wenn die Leute in den nächsten Tagen wieder einen extragroßen Bogen um mich machen.«

Daithí betrachtete Cara.

»Ich weiß, ich hab's dir schon mal gesagt, aber warum versuchst du nicht doch noch mal, Irisch zu lernen? Vielleicht wissen sie das ja zu schätzen?«, sagte er sanft. »Ich könnte mir vorstellen, dass es bei solchen Sachen helfen würde.«

»Wenn ich die paar Vokabeln ausprobiere, die ich kenne, scheint sie das wenig zu beeindrucken. Ich hab einfach keine Lust, Daithí.«

Daithí zog die Augenbrauen hoch, sagte aber nichts mehr.

»Also«, fuhr Cara fort, »ich warte draußen im Wagen. Komm raus, wenn Courtney da ist.«

»Dauert höchstens zehn Minuten, okay?«

In dem Moment ging die Tür zum Pub auf, und ein sturmzerzauster Stammgast wurde hereingeweht. Der Windstoß, der ihn begleitete, ließ die Bilderrahmen an der Wand erzittern. Besonders einer schaukelte hin und her, bis er krachend herabfiel und die Glasscherben sich über den Holzboden verteilten. Das leise Gemurmel der Gespräche erstarb. Zum zweiten Mal senkte sich Stille über den Pub. Alle Blicke wanderten zu der Stelle, wo das Bild gehangen hatte.

»Oh, das ist auch kein gutes Omen«, sagte der Alte, als er von der Toilette zurückkam, und holte tief Luft. »Ganz schlechter

piiseóg«, wiederholte er kopfschüttelnd und schnalzte mit der Zunge.

Daithí kramte einen Kehrbesen hervor.

»Was bedeutet es denn?«, fragte Cara und ärgerte sich, dass es sie überhaupt interessierte.

»Wenn ein Bild von der Wand fällt? Das bedeutet, dass jemand stirbt.«

KAPITEL 2

Cara drückte die Pubtür auf und trat auf die Straße hinaus. Es konnte ihr gar nicht schnell genug gehen. Mit Aberglauben und angeblichen schlechten Vorzeichen wollte sie nichts zu tun haben. Sie hatte schon genug Erfahrungen mit dem Tod gemacht und musste sich solchen Unsinn nicht anhören.

Ein plötzlicher Windstoß riss ihr die Kappe vom Kopf und warf sie einer komplizierten Bö zu, die sie hochhob und in einem der Bäume am Straßenrand ablegte.

»Gib sie zurück!«, schrie Cara in den Abendhimmel. Hier war die einzige geschützte Stelle auf der Insel, an der überhaupt Bäume wachsen konnten. Überall sonst überlebten nur wenige verkrüppelte Exemplare den Kampf gegen die Winde, die gnadenlos vom Atlantik her bliesen. Zu neunundneunzig Prozent war die Insel ein chaotischer Flickenteppich aus mit Kalkstein durchsetzten Wiesen. Flach und nichtssagend. Das hier war der einzige Ort, an dem sie ihre Kappe nicht zurückholen konnte.

Cara starrte zu ihr hoch. Sie hing zwischen den Ästen fest und war vor dem dunklen, verhangenen Himmel gerade noch zu erkennen. Seufzend ließ Cara ihre Kappe dort zurück. Falls der Sturm sie wieder losriss, würde sie den Weg zu ihr schon finden. Jeder hier wusste genau, wem er sie bringen musste.

Sie setzte sich ins Auto und betrachtete sich im Rückspiegel. Die wenigen Sekunden ohne Kappe hatten ihrer Frisur schwer zugesetzt. Zahlreiche Strähnen ihres vollen rotbraunen Haars hatten sich aus dem Knoten im Nacken befreit und schlängelten sich nun medusenhaft in alle Richtungen. Cara strich sich mit den Händen über den Kopf, um sie zu bändigen, und schaute

sich dann noch mal genauer im Spiegel an. Sie fuhr mit den Fingern über ihre Wange und berührte ihr Kinn. Sah sie noch wie die Cara aus, die ihre Freunde vor zehn Jahren gekannt hatten?

Sie kramte ihr Handy heraus und öffnete das Video, das Maura ihr am Vorabend über WhatsApp geschickt hatte. Cara war auf Dienstreise in Galway gewesen, und während sie lustlos in ihrem billigen, nicht eben hellen und freundlichen Hotelzimmer saß, hatte der Clip sie aufgemuntert. Und auch ein bisschen neidisch gemacht, wenn sie ehrlich war. Sie tippte auf den Start-Button. Lautes Stimmengewirr und traditionelle irische Musik erfüllten das Innere des Wagens. Die Kakophonie eines guten Kneipenabends.

»Du feeehltst, Sergeant Cara-ra-ra-ra!«, rief Maura über den Lärm hinweg in die Kamera, ihr Gesicht hüpfte auf und ab. Sie hatte ihr langes braunes Haar hinter die Ohren gestrichen, in ihren großen Kreolen hatten sich einige lose Strähnen verfangen. Kurz abgelenkt von ihrer Erscheinung auf dem Display, rückte Maura einen Träger ihres schwarz-weiß gestreiften Tops zurecht. Ihre blauen Augen waren geweitet, ihre Wangen leicht gerötet. Alles Belege dafür, dass sie einen vergnüglichen Abend verbrachte. Sie grinste übers ganze Gesicht. Dann wackelte die Kamera heftig und zeigte vorübergehend die Decke, bis Maura, jetzt mit einem Drink in der Hand, wieder in Sicht kam. »Ups, sorry, wo war ich? Ach ja, wir vermissen dich, *cailín!* Schade, dass du im doofen Galway bist und nicht hier bei uns im *Der-rane's*, mit ... Trommelwirbel ... der Clique!« In dem Moment schwenkte die Kamera so plötzlich herum, dass Caras Magen einen Satz machte, und vier weitere Gesichter gesellten sich zu Mauras auf dem Bildschirm, alle ebenso erhitzt und glückstrahlend wie ihres. Ferdy, Sorcha, Seamus und Daithí.

Ferdy war im letzten Sommer schon mal kurz da gewesen.

Er war auf die Insel gekommen, um die Asche seiner Mutter zu verstreuen. Aber davor hatte sie ihn neun Jahre nicht getroffen. Und inzwischen waren fast zehn Jahre vergangen, seit sie die anderen beiden zuletzt gesehen hatte. Zehn Jahre seit dem Unfall. Danach war die Gruppe zerbrochen. Bande, die alle für unlösbar gehalten hatten, erwiesen sich als zart und zerbrechlich wie die Flügel eines Schmetterlings. Bei ihrem letzten Zusammentreffen hatten sie alle Schwarz getragen – und sich dann, von Trauer auseinandergetrieben, in alle Winde zerstreut.

Doch als Cillians zehnter Todestag näher rückte, rückten auch die Freunde langsam wieder zusammen. Zuerst war die E-Mail von Sorcha gekommen, in der stand, sie und Ferdy hätten geredet und wollten gern nach Hause zurückkehren, um den Tag zu begehen. Dann ein Anruf von Seamus, der erste seit sehr langer Zeit. Und auch er hatte sein Kommen angekündigt. Nach und nach hatte sich alles zusammengefügt, und jetzt blickte sie in ihre verschwitzten, fröhlichen Gesichter. Sie alle waren älter geworden, nicht mehr ganz so jugendlich-frisch wie die Freunde ihrer Jugend, sondern richtige Erwachsene.

»A Chara! Tar ar ais anois!« Sorcha plapperte in die Kamera und verfiel dabei betrunken in ihre Muttersprache. Cara! Komm sofort her! Sie strahlte, ihr Blick wirkte ungerichtet. Obwohl Daithí sie als etwas eingebildete Londonerin beschrieben hatte, trug sie weiterhin den Look, den sie so liebte: unordentlich blond gefärbtes Haar mit einem gut sichtbaren dunklen Ansatz. Ihre Begeisterung für die Madonna der frühen Achtziger hatte Sorcha offensichtlich noch nicht abgelegt.

»Airímid uainn thú, a stór!« Du fehlst uns, Schätzchen!

»Englisch, Sorcha, Englisch!«, ermahnte Ferdy seine Frau in einem näselsnden Ton. Sorcha schaute mit großen Augen zu

ihm hoch, und ihre Haare fielen über die Schultern nach hinten; der Alkohol machte sie begriffsstutzig. Ferdy schüttelte den Kopf. Dann klinkte Seamus sich ein.

»Bis morgen, Cara! Schade, dass du heute nicht hier sein kannst!« Nur sein leichtes Lallen verriet, dass er ebenso viel getrunken hatte wie die anderen. Er sah großartig aus. Der kalifornische Sonnenschein und Lebensstil bekamen ihm eindeutig gut. Sein hellbraunes Haar war zurückgekämmt und an den Seiten kurz geschnitten, seine blauen Augen funkelten – die meisten von ihnen hatten blaue Augen – und dann diese Sommersprossen! Genau wie sein Bruder. Seamus sah seinem Bruder fast schon zu ähnlich. Es fiel Cara schwer, ihn anzuschauen. Dann schwenkte Maura die Kamera herum. Daithí kam ins Bild und winkte lächelnd. Anschließend füllte wieder Maura das Display aus, mit glänzenden Augen und rosigen Wangen. Von der Hitze in der lauten Kneipe klebten ihr feine Haarsträhnen auf der Stirn.

»Bis morgen, Cara!«, flötete sie und streckte den Arm aus, um noch einmal die ganze Clique aufs Bild zu bekommen: Da standen sie, die Arme umeinander gelegt, inmitten von fröhlichem Stimmengewirr. Im Hintergrund spielten eine Fiddle, eine Bodhrán und eine irische Flöte, und die bunten Weihnachtslichterketten hinter ihnen funkelten wie farbenprächtige Heiligenscheine.

»Bis morgen, Cara!«, riefen alle unisono, selbst Daithí stimmte von hinten mit ein, und Maura warf Cara mit großer Geste eine Kusshand zu. Das Video endete damit, dass sie mit den Lippen stumm »Hab dich lieb« formte, dann kam ihr Finger näher, bis er das Bild ganz ausfüllte und die Aufnahme stoppte.

Cara blickte hoch, als der erste Schneeregen mit einem verätherischen Klatschen auf die Windschutzscheibe fiel. Es ging

los. Seufzend legte sie das Handy neben dem Schaltknüppel ab. Der Schneeregen wurde stärker, das Klatschen lauter. Durch das Fenster erspähte Cara Courtney, Daithís Angestellte. In einen übergroßen Steppmantel gehüllt, kämpfte sie sich gegen den Wind die Straße hoch. Cara kurbelte die Scheibe herunter.

»Hallo, Courtney!«, rief sie. Schneeregen landete im Inneren des Wagens, schmolz auf Caras marineblauer Uniformhose und hinterließ feuchte Flecken.

Die dunkelhaarige junge Frau schaute auf und lächelte.

»Officer Cara!«, rief sie mit ihrem auffälligen New Yorker Akzent zurück und näherte sich dem Wagen. »Ich muss zu meiner Schicht. Daithí kommt bestimmt sofort raus.« Cara hörte, wie sie Daithís Namen aussprach. *Daaaay-hie*. Gar nicht schlecht. Zumal es einer der irischen Namen war, die alle Fremden verwirrten. Die richtige Aussprache war nur etwas weicher, *Dahh-hie*. Weich und sanft wie der Träger des Namens selbst.

»Danke, Courtney! Und danke, dass du den Laden heute Abend allein schmeißt.«

»Kein Problem. Ich komm schon klar. Bei dem Wetter bleiben die Leute eh zu Hause.« Sie schaute in den Himmel hoch. »Wird bestimmt ein ruhiger Abend. Das krieg ich hin!«

»Solltest du uns trotzdem brauchen: Wir sind bei Seamus Flaherty. Jetzt sieh zu, dass du aus dem Mistwetter rauskommst!«

»Danke! Ich wünsche euch viel Spaß. Tschüs!«

Sie lächelte und eilte dann winkend davon. Cara kurbelte das Fenster wieder hoch. Fünf Minuten später kam Daithí dick eingemummt angerannt und sprang ins Auto.

»Hallo«, sagte sie.

»Hi«, erwiderte er. »Du hast die Haare schön.«

»Ach, hör auf.« Cara betrachtete sich im Rückspiegel und

strich sich noch einmal über den Kopf. »Dieser verdammte Wind! Wahrscheinlich kannst du sie nicht sehen, aber meine Kappe hängt da oben im Baum.«

»Oje.«

»Ich schreibe dem Superintendent, dass er mir eine neue schicken soll. Holen wir Maura ab, oder treffen wir uns dort?«

»Keine Ahnung. Sie hat gesagt, sie ruft mich an, hat sich aber nicht gemeldet.« Daithí holte sein Handy heraus und schaute noch mal nach. »Nein, immer noch nichts. Aber da fällt mir ein: Ihr WLAN ist ausgefallen.« Es gab praktisch nirgendwo auf der Insel Handy-Empfang. Entweder man hatte WLAN oder gar nichts.

»Im Ernst, sie hat kein WLAN?«

»Ja, Ferdy und Sorcha waren gestern Morgen kurz bei ihr, um hallo zu sagen, als sie ankamen. Da ging es wohl schon nicht mehr.«

»Dieses Jahr repariert ihr das auch keiner mehr.«

»Nope, keine Chance. Das sind die Freuden des Insellebens.«

Cara lächelte. »Okay, das heißt, sie kann uns gar nicht Bescheid geben. Also sollten wir auf dem Weg zu Seamus bei ihr vorbeifahren.«

Cara ließ den Motor an, schaute in den Spiegel und setzte den Blinker. Obwohl es auf der Insel nur insgesamt dreihundert Autos und so gut wie keinen Verkehr gab, konnte sie sich das Blinken einfach nicht abgewöhnen. Sie schaltete das Licht und die Scheibenwischer ein und fuhr los. Gleich außerhalb der Ortschaft erspähte sie einen tapferen Fußgänger. Sie hielt an und kurbelte das Fenster herunter.

»Seien Sie vorsichtig, Tomás! Dieses Wetter ist gefährlich.«

Der Mann blieb stehen und schaute Cara an.

»Ich hab wahrscheinlich schon mehr Stürme überlebt, als

Sie warme Mahlzeiten bekommen haben, Sergeant. Machen Sie sich um mich mal keine Sorgen.«

Cara verzog das Gesicht zu einer Grimasse.

»Ich wollte nur helfen, Tomás. Schönen Abend noch!« Cara kurbelte das Fenster langsam wieder hoch. »Slán!«

»Auf Wiedersehen!«, antwortete der Mann und lief weiter durch Wind und Schneeregen. Cara wandte sich mit einem angestrengten Lächeln Daithí zu.

»Siehst du, Daithí. Ich verabschiede mich auf Irisch, und er antwortet auf Englisch.«

»Du kannst nicht von diesem Griesgram auf alle schließen.«

»Tu ich auch nicht. Aber ich glaube, ich brauche keinen Crashkurs in Irisch, ich brauche eine Zeitmaschine. Eine, die meine Mutter hierherbringt« – Cara schaute auf eine imaginäre Uhr –, »und zwar exakt in die Zeit vor vierunddreißig Jahren, fünf Monaten und, äh, zwei Tagen. Das könnte helfen.«

»Da werden wir uns wohl nicht einig, Cara.«

»Nein, werden wir nicht«, erwiderte sie.

Kurze Zeit später hielten sie vor Muras kleinem Cottage, doch es war offensichtlich niemand da. Das Haus lag komplett im Dunkeln.

»Ich klopf trotzdem mal an, nur zur Sicherheit«, sagte Daithí und stieg aus.

Cara sah, wie er beim Warten von einem Bein aufs andere hüpfte. Dann kam er allein wieder zurückgelaufen. Er sprang ins Auto, knallte die Tür hinter sich zu und rieb sich die Hände, um sie zu wärmen.

»Okay, hier ist sie nicht«, sagte Daithí. »Sie wird schon dort sein.«

»Gut, dann auf zum Haus der Flahertys!« Cara setzte rück-

wärts aus der Einfahrt und fuhr dann nach Westen, bis sie auf die Küstenstraße kam. Sie schwiegen, denn das Fahren erforderte ihre ganze Konzentration. Hier draußen waren sie noch exponierter, und die Böen, die vom Meer kamen, rammten ihr Auto wie Nashörner im Kampfmodus. Cara musste das Lenkrad mit aller Kraft festhalten, um nicht von der Straße abzukommen. Die Insel um sie herum duckte sich vor dem Sturm. Normalerweise wurde das ewige Inselgrau – die Farbe der sich überall durch die Erde bohrenden Kalksteinfelsen, des Labyrinths aus Steinmauern und der verstreuten prähistorischen Ruinen – zumindest von den weiten blauen Flächen des Himmels und des Meeres gekontert. Doch heute nicht. Heute dehnte sich das Grau nahtlos von der Erde himmelwärts aus. Es gab keinen Horizont und keine Auflockerung. Cara hatte das Gefühl, von allen Seiten umstellt zu sein.

Sie fuhr weiter am Meer entlang. Gewaltige Wellen schlugen an die Küste, als wollten sie die Insel verschlingen. Der Schneeregen, der vor dem *Derrane's* eingesetzt hatte, ließ nach, und aus seinem Schatten trat richtiger Schneefall hervor.

Bald kam das Haus der Flahertys in Sicht. Schneller, als es Cara lieb war. Es sah aus wie jedes beliebige andere Wohngebäude auf der Insel, nichts stach daran besonders hervor.

Und doch war es lange her, dass Cara zuletzt einen Fuß hineingesetzt hatte. Heute Morgen hatte sie das erste Mal seit zehn Jahren wieder in dieser Einfahrt gestanden. All die Jahre hindurch hatte sie immer verbissen geradeaus geschaut, wenn sie hier vorbeigekommen war. Und ein Haus auf einer derart kleinen Insel zehn Jahre zu meiden, das war eine lange Zeit.

KAPITEL 3

Cara hielt in der Einfahrt des unauffälligen kleinen Hauses. Wie die meisten anderen Häuser auf der Insel war es einstöckig und hatte ein Schieferdach und geweißte Mauern.

Cara sah Daithí an, der regungslos geradeaus schaute. Selbst im Schutz des Hauses schaukelte der Wagen noch im Sturm hin und her.

»Geht's dir gut?«, fragte Cara.

»Ja. Alles gut ... Ich hab die drei ja schon hergebracht, nachdem ich sie von der Fähre abgeholt hatte.«

»Was sehr nett von dir war.«

»Aber ich glaube, du solltest dich ein bisschen wappnen ...«

»Wappnen? Wogegen?«

»Das Haus ist ...« Er seufzte und holte dann tief Luft. »Du weißt ja, wie schnell hier alles verkommt, wenn sich keiner kümmert. Wegen dem rauen Klima und allem. Da drinnen ist es kalt und feucht, die Heizung geht nicht. Alles wirkt ziemlich marode.«

»Ich werd's überleben, Daithí, mach dir keine Sorgen. Sie haben einen riesigen Kamin. Dann versammeln wir uns eben um ihn herum.«

»Das ist noch nicht alles.« Daithí dachte einen Augenblick nach, und Cara schaute ihn neugierig an. »Ich glaube, Seamus hat nach der Beerdigung einfach die Tür hinter sich zugemacht und ist weg. Er scheint seitdem nichts angerührt zu haben. Da drinnen ist die Zeit stehen geblieben. Das ist das eigentliche Problem. Er hat nichts weggeräumt oder weggeworfen. Wahrscheinlich hat er's nicht übers Herz gebracht. Im Haus sieht es

noch exakt genauso aus wie vor zehn Jahren. Die Bilder an den Wänden, die Bücher in den Regalen, und auch alles andere.«

»Oh.« Cara senkte den Kopf.

»Kommst du damit klar? Wir müssen da nicht reingehen. Wir können uns auch einfach im Pub treffen. Ich kann eine Ecke für uns abtrennen.«

Cara blickte auf. »Nein, ich schaff das.«

»Sicher?«

»Ich hab schon zu lange einen Bogen um das Haus gemacht. Seamus ist nicht der Einzige, der den Tatsachen nicht ins Auge sieht.«

Daithí starrte sie an.

»Ehrlich, Daithí. Ich schaff das schon. Und wenn nicht, hauen wir hier ab und gehen in den Pub. Abgemacht?«

»Abgemacht.«

Cara zog ihre Kapuze über den Kopf, öffnete die Autotür und trat in das dichte Schneegestöber hinaus. Die Flocken flogen ihr ins Gesicht und stachen ihr in die Augen. Die Temperatur war noch weiter gesunken, jetzt herrschte eine beißende Kälte. Den Vorhersagen zum Trotz hoffte Cara, dass nicht so viel Schnee fallen würde.

Sie lief zum Eingang und wollte gerade anklopfen, als die Tür wie von selbst aufflog.

»CARA!«, schrien mehrere Stimmen euphorisch im Chor. In der Türöffnung erschien ein Wesen mit drei Köpfen und zahlreichen ausgestreckten Armen und griff nach ihr. Dahinter fiel Cara eine längst vergessene grüne Velourstapete ins Auge. Seamus, Ferdy und Sorcha zogen sie begeistert ins Haus.

»Da bist du ja!«, rief Sorcha und drückte sie an sich.

Daithí trat, von niemandem beachtet, über die Schwelle und schloss die Tür hinter sich.

»Ach, ist das schön, dich zu sehen, Cara!«, jauchzte Sorcha, schob sie auf Armeslänge von sich weg und schaute sie an. »Tut mir leid, dass ich so lange nicht hier war, aber es war so ... schwer. Von hier wegzugehen war schwer, aber zurückzukommen irgendwie noch schwerer.«

Cara nahm ihre alte Freundin näher in Augenschein. Sie hatte sich so gut wie gar nicht verändert. Ihr blondes Haar war zu einem unordentlichen Knoten hochgebunden. Sie sah müde aus, aber sie war am Vortag auch lange im Pub gewesen, und so ein Kneipenabend ging an niemandem spurlos vorbei. Alles in allem war sie so hübsch und zierlich wie eh und je.

»Ja, das glaub ich«, sagte Cara, und Sorcha zog sie wieder in ihre Arme.

»Lass sie auch mal Luft holen, Sorcha.« Ferdy trat vor. Er war genauso groß wie Daithí, ansonsten aber ein komplett anderer Typ. Er war schlank, blass und hatte etwas sympathisch Verwuchtes an sich. Seine braunen Haare waren fast schwarz und die Augen offiziell grün-braun, da Iris und Pupillen jedoch miteinander verschmolzen, wirkten sie dunkel und unergründlich. Sorcha legte die Hände auf Caras Schultern und studierte ihr Gesicht. Dabei fiel Cara auf, dass er noch die Lederarmbänder trug, die er in seiner Rockerphase als Jugendlicher für sich entdeckt hatte. Die ausgefransten Ränder blitzten unter den Manschetten seiner Hemdsärmel hervor.

»So gut gealtert wie ich bist du nicht«, sagte er grinsend. »Ist mir letzten Sommer schon aufgefallen, aber ich wollt's dir nicht gleich unter die Nase reiben.« Seine dunklen Augen funkelten.

»Na, vielen Dank!«, erwiderte Cara lachend.

»Aber ich muss schon sagen: Diese Garda-Uniform hat's mir angetan. Echt heiß!« Er lachte und zog Cara an sich, als sie in gespielter Verärgerung nach ihm schlug.

»Pass bloß auf, sonst nehm ich dich fest«, sagte sie an seiner Brust und schlang die Arme um ihn.

»Ganz ruhig, Sergeant!«

Jemand löste Caras Finger und zog sie von Ferdy weg. Seamus verlangte ihre Aufmerksamkeit. Sie blieben schweigend voreinander stehen und schauten sich an. Seit er nach Amerika gegangen war, hatte sie ihn kein einziges Mal mehr gesehen. Doch nun stand er hier und strahlte mit jeder Faser seines Körpers den Glanz Hollywoods aus. Sie lächelten nur und fielen sich dann um den Hals. Cara spürte seine Wärme, und es war, als hätte er den goldenen Sonnenschein Kaliforniens mitgebracht. Sie beugte sich zurück.

»Beim nächsten Mal lässt du dir aber nicht so viel Zeit«, sagte sie.

»Tut mir leid, ich ...«

»Nein, hör auf! Du brauchst mir nichts zu erklären.«

Seamus nickte. Cara sah, dass auch er mit den Tränen kämpfte. Seine blauen Augen glänzten. Sie legte ihm eine Hand an die Wange, und er lächelte.

»Los, kommt! Es ist kalt hier im Flur!«, rief Ferdy.

»Ja, ab in die Küche, ins Warme!«, stimmte Cara ihm zu. Wo sie standen, war es fast so eisig wie draußen, aber sie konnten ihr Wiedersehen am Kamin weiterfeiern.

»Ist Maura schon da?«, fragte sie Seamus, als sie zur Küchentür gingen.

»Nein.« Er schüttelte den Kopf. »Wir dachten, sie ist vielleicht bei euch.«

»Nein, ich hab sie nicht gesehen.« Cara spürte das Gewicht ihres Handys in der Hosentasche, betastete es durch den Stoff und überlegte, es rauszuholen.

»Sie kommt sicher bald«, sagte Seamus. »Ist jedenfalls beru-

higend, dass sie sich offenbar in den letzten zehn Jahren kein Stück verändert hat!« Er lachte. Cara grinste und nahm die Hand von dem Telefon. Vermutlich hatte sie hier ohnehin keinen Empfang.

Sie drängten alle in den großen Raum. An der Wand neben der Hintertür stand eine Küchenzeile aus den Siebziger. Die Schranktüren waren senfgelb mit weißem Rand, und eine hing schiefer als die andere in den Angeln. Gegenüber teilte ein Tresen die Küche vom Rest des Raums ab. In der Luft lag ein muffiger Geruch. Cara schaute sich um. Diese schreckliche Küche war schon hoffnungslos veraltet gewesen, als sie sie als schüchterne Vierzehnjährige zum ersten Mal betreten hatte.

Der Rest des Raums sah etwas besser aus. Cara strich über die raue Oberfläche des rustikalen alten Eichentischs im Essbereich. Alle Kerben und Schrammen darin erzählten eine Geschichte. Dann fiel ihr Blick auf den wuchtigen Kamin in der Mitte der gegenüberliegenden Wand. Er war hoch und breit, wie in den alten Cottages auf der Insel üblich – groß genug, um als Kochstelle zu dienen und den gesamten Raum zu heizen, denn in früheren Zeiten hatte dieses Zimmer als Wohnraum für die ganze Familie gedient. Cara wurde ein bisschen schwummerig. Die vielen Jahre, die plötzlich vor ihrem inneren Auge vorbeischnitten, machten sie schwindlig. Sie wusste nicht, ob sie lachen oder weinen sollte, als sie das alte Sofa und die Sessel sah, die um den Kamin herumgruppiert waren. Ihre braunen und senfgelben Bezüge waren allenfalls sehr entfernt mit Naturfasern verwandt und die Muster so scheußlich und altmodisch, dass sie vermutlich schon wieder modern waren. Ein einfacher furnierter Couchtisch mit schrägen Beinen komplettierte das Bild. Auf der Insel sahen viele Wohnungen so aus. Es war sehr teuer, große Möbelstücke, die man nicht selbst tra-

gen konnte, anliefern zu lassen, so dass die Leute selten etwas Neues anschafften. Solange ein Einrichtungsgegenstand seinen Zweck erfüllte, blieb er stehen.

Als Cara ihre Hand auf das Sofa legte, erwartete sie, eine gewischt zu bekommen, einen ähnlichen Schock wie durch die Wiederbegegnung mit diesen Räumen. Daithí hatte sie zu Recht vorgewarnt.

Sie ließ den Blick auf der Suche nach den bekannten Fotos über die Wände gleiten. Nach Fotos von Cillian.

Dann spürte sie einen Arm auf der Schulter.

»Alles okay?«, flüsterte Daithí ihr leise ins Ohr.

Cara nickte.

»Du hattest recht«, sagte sie. »Alles ist noch da. Als wäre die Zeit stehengeblieben.« Sie lehnte sich gegen Daithí.

»Sag Bescheid, wenn's dir zu viel wird.«

»Danke.«

Seamus ging mit einem Korb voller Torfklumpen um das Sofa herum.

»Ich hab im Schuppen zehn Jahre alte Briketts gefunden. Glaubt ihr, sie brennen noch?« Er warf eines davon in den Kamin, und die Flammen züngelten daran hoch, um zu testen, ob es sich entzünden ließ. Dann tat es plötzlich einen lauten Knall, wie bei der Explosion eines Feuerwerkskörpers, und der feuchte Torf versprühte einen Funkenregen.

»Scheiiiße!«, rief Ferdy. Ein seltsamer Gestank deutete darauf hin, dass sich einer der Funken in den Teppich hineinfräß. Der Staub, die Feuchtigkeit und der Brandgeruch ergaben eine ekel-erregende Mischung.

»Verdammt!«, rief Seamus und trat den Funken schnell aus. »Alles gut, Leute! Keine Sorge, ich hab ihn erwischt. Ich hab uns alle gerettet.«

»Danke, Seamus!«, trällerte Sorcha von der Arbeitsfläche in der Küche aus.

»Unser Held«, stimmte Cara mit ein.

»Ob ich noch einen riskiere?«, fragte er, einen zweiten großen Torfklumpen in der Hand.

»Na los, trau dich!«

Seamus legte ihn ins Feuer, und ähnlich viele Funken stoben auf. Seamus vollführte einen Tanz, um sie alle auszutreten.

»Hat irgendwer Lust, mir beim Gemüseschneiden zu helfen?«, fragte Sorcha.

»Klar«, sagte Daithí. Er drückte Caras Arm und gesellte sich zu Sorcha in den Kochbereich. Cara beobachtete die beiden, und als Daithí ein Bund Möhren und ein Messer nahm, erschien vor ihrem geistigen Auge plötzlich Mrs. Flaherty neben ihnen. Caras Gedächtnis ergänzte die Szene durch Bilder aus der Vergangenheit. Cillians und Seamus' Mutter stand neben dem Herd und nahm Teller aus den senfgelben Schränken. Die Türen hingen damals noch nicht ganz so schief in den Angeln.

»Weißt du, wann Maura kommt?«, riss Ferdy sie aus ihren Erinnerungen. Er setzte sich auf einen der Sessel und schaute Cara an.

»Maura? Nee, keine Ahnung. Die ist irgendwie verschollen.«

Seamus gesellte sich mit zwei Weingläsern in der linken und einer Flasche Rotwein in der rechten Hand zu ihnen.

»Hier, nimm.« Er hielt Ferdy ein Glas hin und goss es anschließend viel zu voll. Dann wandte er sich Cara zu.

»Du auch? Oder willst du dir erst was anderes anziehen? Ich nehme an, du hast Sachen dabei und bleibst über Nacht?«

Cara schaute an ihrer Uniform herab. Nach Party sah sie wirklich nicht aus. Sie hätte zwar vorhin erst nach Hause fahren und sich umziehen können, aber da sie schon den ganzen letz-

ten Abend mit der Clique verpasst hatte, wollte sie keine weitere Minute versäumen.

»Ja, ich auch«, sagte sie, zog ihre Jacke aus und hängte sie über die Rückenlehne eines Stuhls. Dann nahm sie ihr Glas entgegen. »Und ja, ich bleibe hier. Mamó kümmert sich um die Kinder. Mir ist schon genug entgangen.«

»Prima.« Seamus strahlte sie an. »Setz dich! Wir haben dich gestern Abend vermisst. Es gibt noch so viel zu erzählen.«

»Allerdings«, erwiderte Cara und entschied sich für den nächstbesten Sessel. Als sie sich darin niederließ und ein muffiger Geruch aufstieg, steckte sie einfach ihre Nase ins Glas und sog den angenehmen Duft des Weins ein.

»Wie geht's deiner mamó denn?«, fragte Seamus. »Und den Kindern? Was machen meine Nichte und mein Neffe? Ich bin ein schrecklich schlechter Onkel. Es ist so toll, dass du mir immer Fotos und Updates geschickt hast, und ich hab auf ganzer Linie versagt.«

»Mach dir keine Gedanken. Uns geht's allen gut. Wir leben unser Leben wie du auch. Mamó ist mein Fels in der Brandung. Sie ist jetzt achtundsiebzig und immer noch fit und gesund. Saoirse und Cathal haben sich großartig entwickelt. Du siehst sie ja bestimmt noch.«

»Ja, ich freu mich schon. Sie müssen inzwischen groß geworden sein.«

»Du wirst geschockt sein. Sie sind schon halb erwachsen.« Cara lächelte. »Und wie geht's dir? Wie ist Hollywood so?«

»Es ist ein Traum, Cara. Mein Leben findet nur noch auf dem roten Teppich statt.« Seamus lachte, und seine Augen funkelten. »Nein, das nicht, aber es ist wirklich toll. Ich liebe das Drehbuchschreiben. Rate mal, wie viel mein letzter Film eingespielt hat?«

»Sag's mir.«

»Hundertfünfzig Millionen Dollar! Kannst du dir das vorstellen?«

»Um ehrlich zu sein, nein.« Cara machte große Augen.

»Angeber!«, rief Ferdy.

»Neidhammel«, erwiderte Seamus grinsend.

»Soweit ich weiß, werden Drehbücher doch immer von einer ganzen Gruppe von Autoren geschrieben, oder?«, sagte Ferdy.

»Dann ist es also gar nicht ›dein‹ Film.«

Seamus schüttelte den Kopf. »Was du meinst, sind Fernsehserien. Da sitzt ein ganzes Team von Leuten zusammen an einem Tisch. Aber meine Drehbücher schreibe ich ganz allein. Na ja, manchmal holen sie auch noch jemanden dazu, der mein Script ein bisschen aufpoliert. Wie's aussieht, sind die Enden meiner Storys nicht so super. Aber neunzig Prozent sind trotzdem immer von mir.«

»Das ist echt so cool«, sagte Cara.

»Na, so cool auch wieder nicht«, widersprach Ferdy. »Wie jeder weiß, sitzen die Autoren in Hollywood am Ende der Nahrungskette.«

»Du bist ja bloß neidisch«, sagte Cara lächelnd. »Dabei lebt ihr in London bestimmt auch in Saus und Braus, oder?«

»In Saus und Braus? Na ja. Aber wir kommen klar.«

»Und was machst du so?«, fragte Cara.

»Ach, so dies und das.«

»Sehr aufschlussreich.«

»Ich bin gerade, nach einer ganzen Weile, mal wieder dabei, einen guten Deal klarzumachen. Kann also nicht klagen. Da geht's zwar nicht um hundertfünfzig Millionen, aber schließlich können nicht alle so ein Glück haben wie Seamus, was?« Ferdy streckte Seamus die Zunge raus.

Seamus sah aus, als wolle er etwas sagen, verkniff es sich aber und wandte sich wieder Cara zu.

»Wie kommst du denn mit dem Inselleben klar? Sind die Leute nett zu dir?«, fragte er.

»Na ja ...«, setzte sie an. Jetzt war nicht der richtige Zeitpunkt, um sich auszuheulen. Aber sie wusste nicht recht, was sie antworten sollte. Ferdy rettete sie, indem er sie unterbrach.

»Haben sie denn schon mit diesem Quatsch angefangen?«, fragte er und rutschte voller Erwartung nach vorn an die Sesselskante.

»Wer hat mit was angefangen?«

»Na, der Sache mit den Rothaarigen an Neujahr, dem Aberglauben?«

»Ich fass es nicht, dass du das noch weißt«, sagte Cara.

»Wie könnte ich das je vergessen? Es war immer mein Highlight des Jahres, wenn alle weggerannt sind, weil sie Angst vor dir hatten!«

»Freut mich für dich, dass du das lustig fandest.«

»Weißt du noch, wie wir dich und Cillian kurz vor Mitternacht in ein Zimmer gesperrt haben, damit er das ganze Pech anzieht und nicht wir?«, rief Ferdy lachend.

Seamus' Lächeln verschwand.

»Herrgott, Ferdy, schalte dein Hirn ein«, zischte Sorcha aus der Küche.

»Ach herrje«, sagte Ferdy, als er seinen Fauxpas bemerkte. »Entschuldige! Tut mir wirklich leid.«

Cara senkte den Blick. Sie schwieg eine Weile und schaute dann zu ihm hin.

»Ja, das weiß ich noch. Dummerweise hat er's wirklich geballt abgeknriegt.«

KAPITEL 4

»Und dann hab ich zu ihm gesagt: ›Sie werden sehen, dass das mein Platz ist, Mr. DiCaprio!«

»Das hast du nicht gesagt!« Sorcha hielt mit ihrem Löffel auf halbem Weg zum Mund inne.

»Red doch keinen Scheiß!«, sagte Ferdy, und Sorcha stieß ihn mit dem Ellenbogen an.

»Was willst du?«, giftete er sie an.

»Ich bitte dich, Ferdy. Es ist echt nicht nötig, hier so rum-zupöbeln.« Sorcha sprach mit gesenkter Stimme, obwohl sie alle um den Tisch saßen und es ohnehin jeder hören konnte.

»Dein Tiramisu ist ein Gedicht, Sorcha. Ich brauche unbedingt das Rezept für den Pub«, sagte Daithí und kratzte mit dem Löffel die letzten Reste vom Teller.

»Oh, vielen Dank«, erwiderte sie, dankbar für die Ablenkung.
»Bietest du jetzt auch Essen an?«

»Wir machen alles, was ein bisschen Kohle bringt.«

»Darum kommt montags jetzt immer eine Stripperin«, sagte Ferdy lachend.

»Ich glaube, dann würde vielen von meinen Gästen das Herz stehenbleiben.« Daithí musste lächeln, als er an die Alten dachte, die sich, komme, was wolle, sieben Tage die Woche bei ihm einen hinter die Binde kippten.

Seamus sprang auf, nahm die nächste Weinflasche von der Anrichte und goss allen nach.

»Vergiss dein eigenes Glas nicht«, sagte Cara, als sie sah, dass es leer war.

»Ach, ich vertrag irgendwie nichts mehr.«

»Nie und nimmer!«, rief Ferdy. »Nicht der trinkfeste Seamiel! Was haben die Amis nur aus dir gemacht?«

»Genauer gesagt die Kalifornier. Da ist es nicht wie hier – da geht man joggen, nicht auf ein Bier.«

»Klingt trostlos, wenn ihr mich fragt«, sagte Ferdy und nahm einen kräftigen Schluck Wein.

»Und alle gehen zu den Anonymen Alkoholikern.«

»Du auch?«, fragte Sorcha mit großen Augen.

»Nur wegen der Kontakte, die man da knüpft!«, lachte Seamus.

»Ha!«, sagte Daithí.

Cara stand auf und legte vorsichtig noch ein Torfbrikett nach. Auf dem Rückweg zum Tisch blieb sie am Regal stehen, und ihr Blick verharrte auf einem Buch mit schwarzem Rücken. Beim Herausnehmen bemerkte sie Stockflecken auf dem Schnitt. Seamus gesellte sich zu ihr.

»Meinst du, du schreibst noch mal eins?« Cara schaute ihn an. Er zuckte mit den Schultern.

»Keine Ahnung. Das war die Geschichte, die ich erzählen musste. Ich weiß nicht, ob ich noch eine in mir trage.«

Cara betrachtete das Buch und las stumm den Titel: *Ich bin die Insel. Erinnerungen. Von Seamus Flaherty*. Diese Erinnerungen basierten auf Seamus' Tagebuch und waren ein Riesenerfolg gewesen, ein Volltreffer. Dass sie derart gut verkauft wurden, hatte jeden überrascht, einschließlich des Verlags, der damals hastig eine neue Auflage drucken ließ. Und noch eine. Und noch eine. Bis es einem so vorkam, als könnte es auf diesem Planeten keinen Haushalt mehr geben, in dem Seamus' Buch nicht stand. Es erzählte davon, wie es gewesen war, auf einer kleinen Insel am Rand des Atlantiks aufzuwachsen, mit einem trinkenden Vater, einer Mutter, die für ihre Kinder kämpfte, und einem geliebten Bruder, der ums Leben kam. Cara schlug das Buch auf und las

die Widmung. Für Cillian. Für alles. Dann blätterte sie, obwohl sie wusste, dass sie es lassen sollte, instinktiv zum Ende vor. Zu den Seiten, die von jener Silvesternacht vor zehn Jahren auf einem Fischtrawler handelten. Von ihnen beiden, den Brüdern Seamus und Cillian. Von einer Sturmbö und einer teuflischen Welle, davon, dass Cillian über Bord ging und im Meer verschwand.

Cillian, ihr Mann.

Aus ihrem Leben verschwand. Und aus dem der Kinder. Für immer. Cara hatte diese Erinnerungen gelesen. Seamus hatte Cillian in seiner feinfühligem Sprache wieder zum Leben erweckt. Aber es war zu hart gewesen. Denn in Wahrheit brachte ihn gar nichts zu ihr zurück. Nach der Lektüre hatte sie das Buch weit weg gelegt. Auch jetzt schlug sie es, ohne genauer hineinzusehen, wieder zu und stellte es ins Regal zurück.

»Ein tolles Buch. Auch in der englischen Fassung. Wahrscheinlich war's gut, dass du es selbst aus dem Irischen übersetzt hast.«

»Danke. Und ja, ich glaube auch, dass das viel ausgemacht hat. *Is Mise An tOileán* wird immer die authentischere Version sein. Ich wünschte, die Leute könnten sie lesen. Aber wenn ich die veröffentlicht hätte, hätte sie nur sehr wenige Leser und Leserinnen gefunden.«

Sie setzten sich aufs Sofa, und Seamus lehnte sich bei Cara an.

»Tut mir leid, dass das Haus in diesem Zustand ist«, flüsterte er. »Ich hätte jemand herschicken sollen, der vorher klar Schiff macht.«

Seamus hatte nicht so leise gesprochen, dass niemand mithören konnte, und Ferdy schaltete sich ein. »An diese Bruchbude hättest du höchstens ein Streichholz halten können.«

»Ferdy!«, rief Sorcha. »Eine Bruchbude brauchst du das Haus ja nun nicht gleich zu nennen.«

Seamus schaute schulterzuckend zu den beiden hin. »Na ja, er hat ja recht.«

»Du brauchst dich nicht zu entschuldigen«, sagte Cara. »So schlimm ist es doch gar nicht.«

Seamus ließ den Blick durch den Raum wandern und senkte erneut die Stimme. »Ja, aber die ganzen Sachen hier. Ich hätte einfach ein paar Tage eher kommen und irgendwas machen sollen. Nur damit es hier nicht so aussieht wie ... wie hieß noch dieses Geisterschiff, das verlassen auf dem Meer trieb?«

»Die *Mary Celeste*?«

»Ja, genau, das meinte ich. Damit es hier nicht so gespenstisch aussieht. Ich weiß ja, wie es für mich war, hier reinzukommen und all den Kram zu sehen ... haargenau wie damals. Dann wird es dir nicht viel anders ergehen.«

»Ja, es fühlt sich komisch an, das will ich gar nicht abstreiten. Aber du brauchst dich trotzdem nicht zu entschuldigen. Als ich heute Morgen vorbeischaute, um zu sehen, ob vielleicht einer von euch wach ist, musste ich mich richtig zwingen, die Einfahrt hochzugehen. Da kann ich dir schlecht vorwerfen, dass es dir ähnlich schwerfiel, hierher zurückzukommen.«

»Du warst heute Morgen hier?«

»Ja, gleich, als ich von der Fähre kam. Ich wär gestern Abend so gern dabei gewesen.«

»Dann warst du also schon hier drin?«

»Nein, nur draußen. Ich hab geklopft, aber es hat niemand aufgemacht. Nach dem Video von gestern Abend dachte ich mir schon, dass ihr alle verkatert seid und erst mal ausschlafen müsst. Ihr habt mich nicht gehört.«

»Ja, tut mir leid, ich hab nichts mitgekriegt. Wie unhöflich von uns.«

Seamus schaute zum Tisch.

»Hört mal, Leute. Cara war heute Morgen hier, aber keiner von uns ist wach geworden und hat sie reingelassen! Wir sind echt das Letzte.«

»Oh, nein! Tut mir leid, Cara!«, rief Sorcha.

»Mir auch, Cars«, sagte Ferdy.

Die beiden und Daithí standen vom Tisch auf und gesellten sich zu Cara und Seamus auf das Sofa. Cara schaute ihre Freunde lächelnd an.

»Hört auf, das ist kein Problem, echt nicht. Macht euch keine Gedanken. Ich hätte eh nicht lange bleiben können.«

Es klopfte an der Hintertür.

Die Unterhaltung verstummte, und alle schauten wie die Erdmännchen zur Tür. Hinter der Milchglasscheibe zeichnete sich undeutlich eine Gestalt ab. Die Außenbeleuchtung warf einen unheimlichen Lichtschein auf den Ankömmling.

»Das wird Maura sein.« Ferdy machte Anstalten aufzusteigen, aber Sorcha legte ihm die Hand aufs Bein und hielt ihn zurück. Ferdy verdrehte die Augen. Stattdessen erhob sich Daithí.

Er ging zur Tür, schloss auf und murmelte: »Schön, dass du's noch geschafft hast.«

Aber anstelle von Maura, von der alle erwarteten, dass sie fröhlich und energiegeladen wie ein Duracell-Häschen hereingesprungen kommen und wortreich erklären würde, warum sie so spät dran war, stand da ein kleiner, bärtiger Mann mit einer Baseballkappe. Er trug eine Jacke, in der er fast unterging wie ein Polarforscher.

Er schaute zu Daithí hoch und strahlte ihn an.

»Hallo, Mr. Derrane, schön, Sie wiederzusehen!«, rief er mit einem starken amerikanischen Akzent.

»Mr. Jackson?« Daithí runzelte die Stirn, ließ ihn aber her-

ein. Cara erkannte ihn aus dem Pub wieder. Die Touristen in der Ecke.

»Gibt's ein Problem mit dem Zimmer?«, fragte Daithí. Seine Verwunderung war ihm deutlich anzumerken.

»Nein, nein, überhaupt nicht. Das Zimmer ist top! Ich bin wegen Seamie hier.« Der Amerikaner schaute zu Seamus, der bereits aufgesprungen war und auf ihn zukam.

»Noah!«, sagte Seamus, schüttelte ihm überschwänglich die Hand und klopfte ihm auf die Schulter. »Freut mich, dass euch das B & B im *Derrane's* gefällt, mein Freund ist ein guter Gastgeber.«

Daithí blickte zwischen Seamus und dem Amerikaner, der heute Morgen eingeecheckt hatte, hin und her.

»Ihr kennt euch? *Cad atá ar súil*, Seamus?« Was geht denn hier ab, Seamus?, fragte Daithí, der bewusst ins Irische wechselte.

Seamus ignorierte ihn.

»Noah, komm mit, ich möchte dir Cara, Ferdy und Sorcha vorstellen. Maura ist leider noch nicht da. Und Daithí hast du ja schon kennengelernt.«

Cara schaute Sorcha und Ferdy an, und beide erwiderten ihren fragenden Blick mit einem Schulterzucken.

Der Besucher ging mit ausgestreckter Hand zum Sofa.

»Cara, Ferdy und Sorcha! Die Cara, Ferdy und Sorcha? Wow!«, rief er begeistert.

Cara blickte Seamus über die Schulter des verrückten Amerikaners hilfesuchend an, und ihr Schwager überspielte seine Nervosität mit einem extrabreiten Lächeln. Doch Cara kannte Seamus seit seinem siebten Lebensjahr und wusste, wann er mit Blicken um Vergebung statt um Erlaubnis bat.

»Wer ist denn dein Freund, Seamus?«

»Cara, alle miteinander ...« Seamus legte eine Hand auf

Noahs Rücken. »Darf ich vorstellen: Das ist der berühmte Art-house-Regisseur Noah Jackson.«

Noah betrachtete das Trio auf dem Sofa.

»Ich freue mich sehr, Sie endlich kennenzulernen.«

»Endlich?«, fragte Ferdy gereizt. »Wovon reden Sie, wenn ich fragen darf?«

»Noah und ich arbeiten an der Verfilmung meines Buchs! Ist das nicht aufregend?«, verkündete Seamus. »Es wird eine erstklassige, authentische Umsetzung, ein bisschen experimentell, weil nicht-linear erzählt. Und ein paar Fantasy-Elemente wird's auch geben.«

»Darüber reden wir noch, Seami«, sagte Noah.

»Ja, ja«, wischte Seamus die Worte des Regisseurs beiseite. »Klar, einiges ist noch nicht ganz ausgereift. Aber ich produziere den Film, ist das nicht super? Und die Jungs sind den weiten Weg hierhergereist, um mit den Dreharbeiten anzufangen. Es ist alles wahnsinnig aufregend ...«

»Du verfilmst deine Erinnerungen? Hier auf der Insel? Jetzt?«, fragte Cara.

»Ja, genau ... richtig.« Seamus schaute sie mit großen Augen zustimmungsheischend an.

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll«, sagte Cara.

»Zum Beispiel, dass du dich für mich freust?«

Cara rang sich ein dürres Lächeln ab, denn seinem erwartungsvollen Blick konnte man nur schwer widerstehen.

»Und, äh, ich sollte wohl noch erwähnen, dass die Filmleute – Schauspieler und Crew – sich diese Woche ein bisschen hier umtun werden.«

»Hier?«, fragte Daithí.

»Ja, aber nur ein bisschen. Unser Zusammensein wird dadurch nicht beeinträchtigt, versprochen.«

Das schien niemanden zu überzeugen.

»Darf ich Ihnen ein Glas Wein anbieten, Mr. Jackson?«, fragte Daithí.

»Danke, nein. Ich bin mit dem Wagen gekommen. Da rühre ich am besten nichts an.«

»Ja, stimmt.«

»Ich bin auch gleich wieder weg. Seamus hatte vorgeschlagen, dass ich kurz reinschauen und mich vorstellen. Also wollte ich bloß schnell hallo sagen. Ich weiß, dass Sie ein paar besondere Tage miteinander verbringen, und möchte nicht stören.«

»Danke, Noah«, sagte Seamus.

»Es war toll, Sie zu treffen. Ich freue mich, Sie alle in den nächsten Tagen ein bisschen besser kennenzulernen.« Der Regisseur winkte in die Runde, dann ging er mit Seamus zur Tür und verschwand ebenso schnell, wie er gekommen war.

Seamus kehrte zu seinen Freunden am Kamin zurück.

»Tut mir leid, dass ich euch so überfalle. Ich wollte euch eigentlich vorwarnen, aber irgendwie war nie der richtige Moment.«

»Opportunist«, grummelte Ferdy.

»Ich finde, das klingt echt spannend, Seamus«, sagte Sorcha. »Gibt es auch jemanden, der mich spielt?«

»Klar«, antwortete Seamus strahlend. Er war froh, dass wenigstens eine von ihnen kein Problem mit dieser Überraschung hatte. Er setzte sich aufs Sofa. »Sie heißt Ari und ist sehr nett. Du wirst sie mögen. Aber ganz so hübsch wie du ist sie natürlich nicht.«

»Ach, hör doch auf«, erwiderte Sorcha grinsend.

»Gibt es auch eine Maura-Darstellerin?«, fragte Ferdy. »Dann könntest du sie nämlich herholen. Die echte scheint uns ja zu versetzen.«

Seamus verrenkte sich den Hals, um einen Blick auf die Küchenuhr werfen zu können, die wundersamerweise noch funktionierte.

»Vielleicht kommt sie ja noch«, sagte er. »Kann es sein, dass sie uns falsch verstanden hat und nicht weiß, dass wir uns heute Abend treffen? Wir haben ja gestern ziemlich gebechert.«

»Bei Miss Conneely ist alles möglich«, sagte Ferdy. »Aber vielleicht hat sie auch ein besseres Angebot bekommen!«

Bei diesem Kommentar flog Caras Blick zu Daithí, und Sorcha schnappte ihn auf.

»Was ist?«

»Wieso? Was meinst du?«

»Na, ihr zwei gerade. Was hatte dieser Blick zu bedeuten?«

Cara schaute wieder Daithí an. Er zuckte mit den Schultern.

»Hmm. Ich weiß nicht, ob ich das erzählen darf. Aber, na ja, Maura hat eine geheime Affäre. Wir wissen nicht, wer es ist oder wo er wohnt, wir wissen gar nichts über ihn. Sie verschwindet nur hin und wieder und sieht glücklich aus, wenn sie zurückkommt, aber sie sagt kein Wort über ihn. Alles sehr mysteriös. Vielleicht ist er gerade da, und sie hat wirklich ein besseres Angebot bekommen.«

»Oh«, sagte Sorcha. Ihre fröhliche Miene verschwand. »Sie versetzt uns? Wegen irgendeinem mysteriösen Unbekannten? Na toll.«

KAPITEL 5

Cara stellte die Teller zusammen. »Ihr habt gekocht, also mache ich den Abwasch.«

»Ich helfe dir«, sagte Ferdy und stand auf.

»Im Ernst?«, sagte Cara. »Es geschehen noch Zeichen und Wunder.«

Sie trugen das Geschirr zusammen in die Küche, und Cara schaltete den Kocher ein, um Wasser heiß zu machen. Ferdy lehnte sich an die Arbeitsfläche, holte sein Handy heraus und schaute auf das Display.

»Der Empfang hier ist eine Katastrophe. Das kann einem die Inseln echt verleiden. Meine Londoner Freunde würden die Krise kriegen. Hast du Empfang?«

»Ich hab nie Empfang, Ferdy. Kein Mensch hat hier Empfang.«

»Warum hast du kein WLAN, Seamus?«, fragte Ferdy in Richtung Sofa.

»Ich wohne nicht mehr hier, Ferdy. Für ein Wochenende richte ich mir doch kein WLAN ein.«

»Du bist ja ein schöner Gastgeber.«

»Vielleicht würde es dir ja guttun, mal ein paar Tage abzuschalten«, sagte Seamus grinsend.

»Und vielleicht würde es dir ja guttun, mal die Klappe zu halten.«

Cara kratzte die Essensreste von den Tellern. Als das Wasser heiß war, goss sie es in die Spüle und tauchte das Geschirr hinein.

»Schnapp dir das Handtuch da hinten, ja?«

Ferdy schaute hoch.

»Nein, lass mal. Ich bin sicher, du schaffst das auch hervorragend allein.« Damit wanderte er wieder um den Tresen herum und ging zurück zum Sofa.

»Na toll, vielen Dank«, grummelte Cara.

»Cara«, rief Sorcha. »Was möchtest du am Sonntag machen? Wenn wir auf den Friedhof gehen?«

Cara hielt, die Hände mit Schaum bedeckt, über der Spüle inne und überlegte. Genau darüber hatte sie sich in den letzten Wochen viele Gedanken gemacht. Sie senkte den Blick und beobachtete, wie die mit regenbogenfarbenen Schlieren durchzogenen Schaumbläschen zerplatzten.

»Am liebsten was Schönes«, begann sie, aufblickend. »Traurig waren wir lange genug, jetzt möchte ich, dass wir feiern.« Daithí stand vom Sofa auf, kam zu ihr und griff nach dem Geschirrtuch. Während Cara ihre Hände wieder ins warme Wasser tauchte, wartete er auf den ersten gespülten Teller. »Ich hab mir überlegt, dass wir ein paar von seinen Lieblingsliedern spielen könnten. Und einer könnte was vorlesen – vielleicht Seamus, aus den Erinnerungen, aber eher die fröhlichen Stellen.«

»Davon gibt's ja nicht so viele«, murmelte Ferdy.

»Klar!« Seamus ignorierte ihn. »Schöne Idee.«

»Und du könntest was singen, Sorcha. Was meinst du? Würdest du das tun?«

»Natürlich. Wäre mir eine Ehre. Was soll ich denn singen?«

»Kennst du *My Love Returns*?«

»O ja, das ist schön. Begleitest du mich auf der Fiddle, Cara?«, fragte Sorcha.

»Machst du immer noch diese schreckliche Katzenmusik?«, fragte Ferdy.

»Ja, hin und wieder«, erwiderte Cara.

»Wartet mal kurz!« Seamus stand unvermittelt auf und ging

aus dem Zimmer. Alle am Tisch schauten erst auf den Platz, an dem er gesessen hatte, und dann zu Cara.

»Ich weiß auch nicht, was er hat«, beantwortete sie die stumme Frage.

Wenige Augenblicke später tauchte Seamus mit einem Geigenkasten unterm Arm wieder auf.

»Hier, ich hatte komplett vergessen, dass wir die haben. Als ich zehn war, hat Mam sich in den Kopf gesetzt, dass ich Unterricht nehmen soll. Dadó muss früher wohl mal ein guter Fiddler gewesen sein. Keine Ahnung, ob die noch in einem brauchbaren Zustand ist. Aber falls ja, würdest du dann für uns spielen?«

»Au ja, Cara, bitte!«, rief Sorcha.

Ferdy beugte sich vor und goss sich Wein nach.

»In Ordnung.« Daithí reichte Cara das Geschirrtuch, damit sie sich die Hände abtrocknen konnte. Dann ließ sie sich mit dem Kasten in einem der Sessel nieder, klappte ihn auf und hob eine schöne, fast makellose Geige heraus.

»Es hat also auch sein Gutes, dass du dir das Haus noch nicht vorgenommen hast«, sagte sie lächelnd zu Seamus.

Daithí kam herüber und setzte sich. Sorcha stellte die offene Weinflasche neben den Kamin und hockte sich im Schneidersitz auf den Teppich davor. Cara rückte auf die Sesselkante vor. Sie legte das Instrument nicht wie die klassischen Geiger unters Kinn, sondern an die Schulter, wie die Fiddler es taten. Sie zupfte an den Saiten, spielte ein paar Noten an und drehte die Wirbel am Ende des Griffbretts, um die alte Geige zu stimmen. Anschließend hielt sie den Bogen über die Saiten und ließ mit zarten Strichen die ersten Töne erklingen. Sorcha richtete den Oberkörper auf und stimmte ein melancholisches Lied an. Liebliche, wehmütige Klänge erfüllten die Luft. Der reine, klare

Gesang erhob sich, verwoben mit Caras schön-trauriger Musik, gen Himmel. So trugen die beiden ein Klagelied vor, das allen, die sich auf diesen Inseln in Trauer versammelten, seit Generationen vertraut war. Cara spürte, wie ihr verräterische Tränen die Wangen hinabließen.

Nachdem die letzten Töne gespielt waren, ließ sie die Fiddle und den Bogen in den Schoß sinken. Keiner aus der Gruppe sagte etwas. Cara wischte ihre Tränen weg und rieb sich die Augen. Als sie ein Schniefen vom Sofa hörte, wandte sie den Blick. Seamus' Augen waren gerötet, Daithí starrte in die schwarze, verschneite Nacht hinaus, um niemanden anschauen zu müssen.

»Verdammt«, sagte Ferdy auf dem Sessel gegenüber, »das war gar nicht übel.«

Sorcha drehte sich, selbst noch ganz ergriffen, um und schaute ihren Mann an. Cara sah, wie sich ihre Augen verengten und ihre Unterlippe zitterte.

»Kannst du nicht ein einziges Mal ernst sein, Ferdy?«

Ferdy ignorierte sie.

Seamus beugte sich vor und drückte Sorchas Schulter.

»Wunderschön. Einfach wunderschön.« Dann wandte er sich lächelnd Cara zu. »Toll, Cara! Du hast ja schon immer gut gespielt, aber das jetzt ... das war echt besonders.«

Cara strahlte ihn an. Sie spürte, wie ihr die Röte ins Gesicht stieg.

»Ich hab auch fleißig geübt. Schließlich hab ich hier meistens viel Zeit für mich. Sagen wir so: Die Anzahl meiner Lehrer unter den Einheimischen ist eher überschaubar.«

»Selbst schuld, wenn sie dich nicht zu schätzen wissen.«

»Danke, Seemie.«

Ferdy sprang auf und griff über Sorcha hinweg nach der

Weinflasche. Er füllte erneut sein Glas auf, stellte die Flasche dann neben seinen Füßen ab und lehnte sich zurück.

»Nein, danke, sehr freundlich«, sagte Seamus gereizt.

Ferdy grinste ihn an, machte aber keine Anstalten, ihm nachzuschchenken.

»Spiel uns noch was vor, Car«, befahl er dann. »Aber diesmal was Fröhliches.«

Cara schaute Sorcha an.

»Das kennst du garantiert«, sagte sie.

Cara klopfte mit der Fußspitze auf den Boden und legte die Fiddle wieder an die Schulter. Schon nach wenigen Tönen begann Sorcha lächelnd zu singen, und alle stimmten mit ein. Sogar Ferdy musste grinsen und schmetterte den Refrain voller Inbrunst mit. Seamus sprang auf, zog Sorcha auf die Füße und wirbelte sie herum. Sorchas Miene hellte sich sichtlich auf. Laut singend und kichernd hüpfen sie über herumstehende Weingläser und tanzten im Kreis.

»Mehr!«, rief Seamus, als Cara zum Ende kam. Und Cara tat ihm den Gefallen. Sie spielte noch ein Lied, und kurze Zeit später zog Daithí schüchtern wie aus dem Nichts eine Tin Whistle hervor und begleitete sie. Ferdy holte, den Tanzenden ausweichend, die nächste Flasche aus der Küche. Seamus hielt Sorcha an den Händen und drehte sich beim traditionellen Ceilí-Tanz in schwindelerregendem Tempo mit ihr. Diesmal schenkte Ferdy allen nach und schmunzelte sogar, als Sorcha und Seamus albern kichernd und mit geröteten Gesichtern gegen den Tisch stießen. Die beiden rissen um ein Haar die gerahmten Fotos von der Wand, während sie atemlos weiter herumwirbelten und sich vor Vergnügen beinahe ohnmächtig tanzten. Cara sah die Bilder hin und her schaukeln, dann aber langsam wieder zur Ruhe kommen, und war erleichtert, dass sie nicht herabfielen.

Seamus warf noch einen Brocken uralten Torf auf das heruntergebrannte Feuer, um es wieder anzufachen. Das Kaminfeuer und die einzige noch funktionierende Zimmerleuchte tauchten den Raum in ein warmes Licht. Die Vorhänge hatten sie den ganzen Abend nicht zugezogen. Da es ohnehin keine unmittelbaren Nachbarn gab, die hereinschauen konnten, hatten sie sich für das Schneetreiben draußen als Hintergrundkulisse entschieden. Daithí sammelte einen Arm voll leerer Flaschen ein und brachte sie in die Küche.

»Hey, bring eine zurück!«, rief Sorcha ihm nach, setzte sich wieder auf den Boden und lehnte den Kopf an Ferdys Beine. Ferdy strich ihr mechanisch übers Haar und wickelte sich lose Strähnen um den Finger, während er gedankenverloren aus dem Fenster blickte.

Daithí kam mit einer leeren Flasche in der Hand zurück und reichte sie an Sorcha weiter.

»Was hast du denn damit vor?«, fragte er.

»Wisst ihr noch, wie wir als Kinder Wahrheit oder Pflicht und so gespielt haben? Und unser aller Lieblingsspiel war ... Flaschendrehen!«

Mit einem beschwipsten Lächeln legte sie die leere Flasche auf den Teppich. »Ach, ich weiß nicht«, sagte Daithí und ließ sich neben Seamus aufs Sofa fallen.

»Cara, Seamus, los, kommt, das wird lustig!«

Seamus, der Nüchternste von ihnen allen, lächelte sie an. »Sind wir nicht ein bisschen alt für so was?«

Sorcha drehte die Flasche, und einige Resttropfen verteilten sich über den Teppich.

»Ups.« Kichernd drehte sie sie noch einmal. »Jetzt kommt schon, das macht doch Spaß!«

Die Flasche kam zum Stillstand. Ihr Hals zeigte in Daithís

Richtung. Sorcha krabbelte über den Teppich zu ihm hin und blieb auf allen vieren vor ihm hocken. Seamus lachte nervös auf. Ferdy schaute seine Frau an, als wäre er gerade aus einem Traum erwacht. Sorcha legte ihre Hände auf Daithís Beine und richtete sich auf die Knie auf.

»Hallo, Daithí«, sagte sie und zwinkerte ihm zu.

Daithí schob seine Hand auf Sorchas und blickte sanftmütig auf sie hinab.

»Vielleicht war Wahrheit oder Pflicht doch die bessere Idee.«

»Herrgott, Sorcha!«, herrschte Ferdy seine Frau an. »Was hast du vor, du besoffene Kuh? Hör auf, dich lächerlich zu machen.«

Sorcha fuhr herum und schaute ihn an.

»Mich lächerlich zu machen? Von wem hab ich das wohl gelernt?«, giftete sie zurück. Dann wandte sie sich wieder Daithí zu. »Tut mir leid, Daithí, aber ich glaub nicht, dass wir Wahrheit oder Pflicht spielen können. Hier gibt's nämlich jemanden, der ein gestörtes Verhältnis zur Wahrheit hat.«

»Sehr witzig. Du bist echt irrsinnig komisch«, gab Ferdy zurück. »Steh vom Boden auf, ja? Zeig, dass du noch einen letzten Rest Selbstachtung hast.«

Sorcha kam unsicher auf die Füße und wies mit wutverzerrtem Gesicht auf Ferdy.

»Du ... du bist so ein blöder Pisser!« Sie unterdrückte ein Schluchzen und rannte aus dem Zimmer, nicht ohne dabei den Tisch und den Tresen zu rammen.

Ferdy rieb sich übers Gesicht und seufzte. Dann schaute er zu Seamus, Daithí und Cara hoch.

»Tut mir leid. Wir haben zu viel getrunken.« Er stand auf. Mit seinem Gleichgewichtssinn war es auch nicht mehr weit her.

»Ich gehe und rede mit ihr. Gute Nacht, Leute!«

Damit verließ er das Zimmer. Cara sah Seamus und Daithí an.

»Oje, das war nicht gut.«

Daithí und Seamus schüttelten den Kopf.

»Sie liegen sich schon in den Haaren, seit sie angekommen sind«, sagte Seamus. »Traurig.«

»Und unangenehm«, sagte Daithí.

»Hoffen wir, dass sie sich wieder zusammenraufen«, sagte Cara. »Ich frage mich, wie lange das wohl schon so geht? Seamus, hast du noch regelmäßig Kontakt zu Ferdy?«

Seamus schüttelte den Kopf, sein Blick war melancholisch.

»Nein, nur sehr selten.«

»Ach, Mensch, wie schade. Es hat sich so viel verändert. Das sollte einen wohl nicht überraschen. Aber die zwei waren früher so glücklich miteinander. Und du und Ferdy, ihr standet euch doch sehr nahe.«

»Ich weiß. Aber wir sind eben keine Kinder mehr. Dinge ändern sich nun mal.«

»Ja, kann man wohl sagen.« Cara seufzte und dachte an die alten Zeiten zurück. An Ferdy und Seamus als Kinder. Damals hatten die beiden zusammengehalten wie Pech und Schwefel.

»Früher wolltet ihr immer so sein wie die beiden Freunde aus dieser alten Legende. Das war eine richtige Obsession«, sagte Daithí.

Cara schaute grinsend zwischen Daithí und Seamus hin und her. »O Gott, ja, stimmt!«, rief sie. »*Setanta und Ferdia*.« Die Geschichte zweier befreundeter Krieger. Ferdys Hippie-Mutter hatte ihren Sohn nach der einen Hälfte dieses legendären Duos benannt.

»Ich weiß gar nicht mehr, warum wir das damals so toll fanden«, sagte Seamus lachend. »Dass die beiden sich am Ende

einen tödlichen Zweikampf liefern, haben wir offenbar einfach ignoriert.«

»Klar, sonst wäre es ja nicht cool gewesen!«, erwiderte Cara und grinste.

»Ich hab mir damals echt gewünscht, meine Mutter hätte mich Setanta genannt.« Seamus schüttelte den Kopf.

»Einen Sommer lang mussten wir dich auch alle so nennen, weißt du nicht mehr?«, fragte Daithí, und Seamus stöhnte auf.

»O Gott, wie peinlich«, erwiderte er und lachte. »Doch, leider erinnere ich mich noch.«

»Das kommt mir alles so ewig her vor«, sagte Cara.

»Weil's das auch ist. Es sind zwanzig Jahre vergangen, Cara.«

»Ja, muss wohl. Aber das heißt ja nicht, dass ihr nicht immer noch befreundet sein könnt. Nimm dir ein Beispiel an Daithí, Maura und mir. Woran liegt es denn, dass du und Ferdy nicht mehr miteinander redet?«

Seamus zuckte mit den Schultern.

»An der Distanz? Daran, dass wir erwachsen geworden sind? Keine Ahnung. Nach der Sache mit Cillian ... Ich glaube, ich wollte alles, was mich an ihn erinnert hat, von mir wegschieben. Und dazu gehörte eben auch Ferdy. Außerdem hatte er sein neues Leben mit Sorcha in London. Ihm ging's bestimmt genau wie mir. Er wollte auch neu anfangen.«

»Was macht er denn eigentlich? Weißt du irgendwas darüber? Mir gegenüber hat er sich ziemlich vage ausgedrückt«, sagte Daithí.

»Ich glaube, Sorcha erwähnte was von Gigs und Bands?«, sagte Seamus.

»Klingt toll«, erwiderte Cara.

»Nach dem, was man zwischen ihm und Sorcha so mitbekommt, hab ich allerdings den Eindruck, dass es vielleicht doch

nicht so glamourös und einträglich ist, wie es klingt«, sagte Daithí.

»Oje«, sagte Cara.

»Vielleicht ist die Stimmung deshalb so angespannt«, sagte Seamus.

»Möglich«, erwiderte Cara, ließ sich zurück gegen das Sofa sinken und gähnte herzlich. Dann schüttelte sie den Kopf und rieb sich die Augen.

»So, Jungs, das war ein toller Abend – na ja, bis auf den letzten Teil. Aber ich glaub, ich muss jetzt ins Bett.«

»Natürlich«, sagte Seamus.

Cara stand auf und reckte sich. Dann bückte sie sich, um die Weingläser aufzuheben, die Sorcha und Ferdy hatten stehen lassen. Auf dem Weg in die Küche ging sie auch nicht mehr ganz tadellos geradeaus und stellte die leeren Gläser übertrieben behutsam auf der Arbeitsfläche ab.

»Wo hast du mich denn einquartiert, Seamus?«

Seamus erhob sich.

»Ich fand, am sinnigsten wär's, wenn du Cillians altes Zimmer nimmst. Es sei denn, das ist dir nicht recht.«

Cara nickte. Es wäre wirklich seltsam gewesen, wenn jemand anders sein Zimmer bekommen hätte.

»Seamus. Es ist so schön, dass du mal wieder da bist.«

Seamus ging zu ihr, breitete die Arme aus und zog sie an sich.

»Es ist auch wunderschön, dich mal wieder zu sehen. Ich hab das alles zu lange aufgeschoben, das wird mir jetzt erst klar.«

Cara berührte ihn an der Wange.

»Mach dir keine Vorwürfe. Es war eine schwierige Zeit, für uns alle.«

»Danke, du bist ein Schatz.«

»Nacht, Daithí!«, rief Cara Daithí zu, der auf dem Sofa geblieben war.

»Schlaf gut.«

Cara ging zur Küchentür.

»Du weißt ja, wo du hin musst«, sagte Seamus.

Cara lächelte.

»Yep, ich kenn mich aus.«

KAPITEL 6

Seamus hatte recht, sie konnte sich in diesem Haus nicht verlaufen. Ihre Füße sanken tief in den dunkelgrünen Teppich ein, als sie den vertrauten Flur entlang- und an der Eingangstür vorbeiging. Cillians Zimmer war das erste auf der linken Seite. An der Tür hingen noch immer die kleinen Holzbuchstaben, die seinen Namen bildeten. Mit einem bittersüßen Lächeln auf den Lippen ließ Cara einen Finger über die glatte Oberfläche und die rauen Kanten des Holzes gleiten. Cathal hatte zu Hause auch solche Buchstaben an der Tür. Seamus' altes Kinderschlafzimmer lag direkt gegenüber von Cillians. An seiner Tür wies ein Schild mit einem durchgestrichenen roten Kreis darauf hin, dass der Zutritt verboten war. Jetzt, wo Cara eigene Kinder hatte, verstand sie, warum Cillians und Seamus' Mutter diese Erinnerungsstücke nie abgenommen hatte. Selbst dann nicht, als ihre Söhne bereits erwachsen waren und nicht mehr zu Hause wohnten. Es war nicht leicht, die Kinder ziehen zu lassen, wenn sie groß geworden waren. Cara konnte ihr das nachfühlen. Außerdem hatten Mrs. Flaherty und sie selbst noch einen weiteren Grund, der anstehenden Nestflucht ihrer Kinder mit Unbehagen entgegenzusehen und sich an die Vergangenheit zu klammern. Wenn es irgendwann so weit war, wartete auf Cara eine einsame Zeit als Witwe. Und Mrs. Flaherty hatte es sogar noch schlimmer getroffen, denn sie war allein mit einem gewalttätigen Ehemann zurückgeblieben. Cillian hatte versucht, seine Mutter dazu zu bewegen, ihren Mann zu verlassen, oft sogar, doch sie hatte es nie fertiggebracht. Am Ende führte der körperliche Verfall ihres Mannes durch den Alkoholmissbrauch – eine Art Spiegelbild

der Verheerungen, die er in seinem persönlichen Umfeld anrichtete – dazu, dass er kurz nach Cillians und Caras Hochzeit gestorben war. Und das war eine Erlösung für alle gewesen.

Nach Seamus' Zimmer folgte das Bad. Und hinter der letzten Tür am Ende des Flurs lag das Elternschlafzimmer, in dem nun Ferdy und Sorcha untergebracht waren. Das leise Schnarchen, das durch die Tür drang, deutete darauf hin, dass zumindest einer der beiden schon schlief. Und es erleichterte Cara, dass sie sie nicht streiten hören musste.

Als sie Cillians Zimmer betrat, wurde sie zwanzig Jahre zurückkatapultiert. Die Arme gegen die Kälte um sich geschlungen, drehte sie sich langsam auf der Stelle, um alles in sich aufzunehmen. Es sah noch genauso aus, wie sie es in Erinnerung hatte: Die Nirvana- und Eminem-Poster, die eine ältere Dinosauriertapete verdeckten. Das schmale Bett an der Wand (das Seamus dankenswerterweise frisch bezogen hatte – sie hatte schon befürchtet, dass nicht). Der Schreibtisch unter dem Fenster. Cillians Bücher – aus Kindertagen bis zu den Schulbüchern aus seinem letzten Schuljahr –, die sich den Platz auf den leicht durchgebogenen weißen Regalbrettern teilten. Und die Lamellentüren des Einbauschranks. Cara zog an den kleinen Messinggriffen und öffnete ihn. Er war nicht voll, aber es hingen noch Kleider darin. Sachen von Cillian, an die Cara sich erinnerte. Sie strich sanft über die Armeejacke, die er als Sechzehnjähriger geliebt hatte. Auch der hässliche Pulli, den seine *mamó* für ihn gestrickt und den er darum pflichtschuldig getragen hatte, lag noch dort. Cara berührte auch ihn. Er fühlte sich kratzig an, und sie musste lächeln bei der Erinnerung, wie Cillian gelitten hatte, um die Großmutter glücklich zu machen. Ihre Finger stießen auf Mottenlöcher, und ein paar Motten flatterten überrascht aus dem Schrank. Seamus musste hier wirklich dringend auf-

räumen. Und sie hätte ihm schon vor Jahren ihre Hilfe anbieten sollen. Sie waren beide gleichermaßen schuld daran, dass das Haus so verwahrlost war.

Sie schloss den Schrank wieder, ging zum Schreibtisch, der am Fenster stand, und zog einen der Vorhänge auf. Schockiert registrierte sie, wie hoch der Schnee schon lag. Von hier aus konnte sie die Einfahrt sehen, und ihr Auto verschwand allmählich unter einer dicken Flockenschicht. Es war, als rieselte der Schnee aus dem Weltraum zur Erde, als fiel die Milchstraße auf sie herab. Cara konnte sich nicht erinnern, wann es auf der Insel zuletzt derart heftig geschneit hatte. Vielleicht ja zu der Zeit, als der jugendliche Cillian diese Poster aufgehängt hatte.

Sie schloss den Vorhang wieder und wandte sich dem Bett zu. Daithí hatte ihre Reisetasche aufs Bett gestellt. Sie zog den Reißverschluss auf und holte ihren Fleece-Pyjama heraus. Cara befürchtete, dass sie trotzdem frieren würde. Nach einem kurzen Ausflug ins Bad kroch sie unter die Decken im Kinderzimmer ihres verstorbenen Ehemanns. Nun lag sie in dem Bett, in dem sie als Jugendliche oft gefummelt hatten. Auf dem sie gesessen und Musik gehört, Händchen gehalten und geplaudert hatten. Sie schaltete die Nachttischleuchte aus und wartete bibbernd darauf, dass sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnten und die Erinnerungen verflogen. Doch die Düsternis verlieh dem Raum eine bizarre Atmosphäre. Die Dinosaurier auf der Tapete wirkten plötzlich blutrünstig und die Lamellen an der Schranktür wie Gucklöcher, durch die sie angestarrt wurde. Die Regale waren zu wuchtig, das Bett war zu schmal. Cara schloss die Augen und hoffte, dass der gute Wein und die Müdigkeit ihr beim Einschlafen helfen würden.

Verschlafen öffnete Cara ein Auge. Sie war verwirrt. Ihre Füße waren Eisklötze, und sie wusste nicht, wo sie sich befand. Ein lüstern dreinblickender T-Rex half ihrem Gedächtnis auf die Sprünge. Die Reste eines Traums entglitten ihr, doch sie war nicht traurig. Es waren undeutliche Bilder von Cillian, dem Schiff und dem Meer, die nun entschwanden. Und von ihr selbst, wie sie schreiend die Arme nach ihm ausstreckte. Sie wünschte sich, wie schon so oft, ein fröhlicherer Cillian hätte sie im Traum besucht. Der Cillian aus den guten Zeiten, die sie miteinander verbracht hatten. Nicht der aus diesen furchtbaren letzten Momenten seines Lebens.

Cara setzte sich auf. Sie hatte Kopfschmerzen, und ihre Zunge war pelzig und klebrig. Sie fühlte sich schrecklich. Warum so viel Wein? Wie Seamus vertrug sie eigentlich nur noch wenig Alkohol. Sie trank höchstens mal etwas, wenn sie mit Daithí und Maura ausging, denn sie wollte es sich nicht angewöhnen, an ihren langen Abenden allein zu trinken und sich damit irgendwann ein Problem einzuhandeln.

Es war noch dunkel, aber was hieß das schon zu dieser Jahreszeit? Es konnte zwischen zwei und neun Uhr morgens sein. Vom Fenster drang schwaches Licht herüber, doch die Helligkeit, die unter den Vorhängen hindurchschimmerte, ging vom Boden aus, nicht vom Himmel. Vor Kälte ächzend, erhob Cara sich und trat ans Fenster. Sie schob den Vorhang ein wenig zur Seite und sah hinaus. Es war noch dunkel draußen. Der Lichtschimmer kam von dem Schnee. Und der war überall. Die Verwehungen an der Hauswand schienen mehr als einen Meter hoch zu sein. Es schneite jetzt nur schwach, doch der Himmel war noch immer hinter einer kompakten Wolkendecke verschwunden.

Wie spät war es? Wie lange hatte sie geschlafen? Lange ge-

nug, um einen Kater zu entwickeln. Cara ging zurück zum Bett und schaute auf ihrem Handy nach: Viertel nach sechs. Sie kroch wieder ins Bett, um sich aufzuwärmen, und schloss die Augen, doch an Schlaf war nicht mehr zu denken. Ihr Schädel dröhnte, und sie hatte Durst. Ob es wohl irgendwo in diesem Haus zehn Jahre altes Paracetamol gab? Sie würde es bedenkenlos nehmen. Cara stand wieder auf und zog sich den Pulli von gestern an.

Dann öffnete sie die Zimmertür. Aus Ferdys und Sorchas Zimmer drang noch immer leises Schnarchen. Die Tür zu Seamus' Zimmer war geschlossen. Sie schlich auf Zehenspitzen durch den Flur in die Küche. Jedes Knarzen und Quietschen klang in der Stille so laut wie ein Rockkonzert.

Im Kamin glühte noch ein wenig Asche, und Cara hörte die leisen Atemzüge des schlafenden Daithí. Seine Zehen ragten über den Rand des Sofas hinaus. So geräuschlos wie möglich durchsuchte sie die Schränke und fand eine Blisterpackung Tabletten, die seit zwölf Jahren abgelaufen waren. Sie spähte zum Sofa hin, aber dort regte sich nichts.

Also bog sie um die Ecke zum Kamin, um noch ein Torfbrikett nachzulegen. Daithí würde es ihr danken, und vielleicht konnte sie sich in einen der Sessel fläzen und ein bisschen aufwärmen.

Plötzlich bewegte sich etwas, und Cara wirbelte herum.

Er hatte so still dagesessen, dass sie ihn nicht bemerkt hatte.

Seamus, in einem der Sessel.

»Herrje!«, zischte Cara. Ihr rauschte das Blut in den Ohren, lauter als jedes Geräusch, das sie seit dem Verlassen ihres Zimmers gemacht hatte. Um ein Haar hätte sie das Wasserglas fallen lassen. Und davon wären mit Sicherheit alle wach geworden.

»Entschuldige, Cara, ich hab dich reinkommen sehen, aber ich wollte dich nicht erschrecken«, flüsterte Seamus.

»Na, das ist dir ja toll gelungen«, flüsterte sie zurück. »Herrgott nochmal!«

»Tut mir leid«, wiederholte Seamus schnell.

Cara schaute zu Daithí hin. Auch wenn sie seine Umrisse nun schon vage sehen konnte, war es noch zu finster, um seine Gesichtszüge erkennen zu können. Es gab weder Straßenbeleuchtung vor dem Haus noch sonst irgendeine Lichtverschmutzung auf der Insel, die Helligkeit ins Zimmer hätte bringen können. Nur der schwach schimmernde Schnee milderte die Dunkelheit etwas ab. Daithí schlief tief und fest. Cara stellte ihr Glas ab und legte vorsichtig einen Torfbrocken nach. Es sprühten einige Funken hoch, doch ein Hoffnung erweckendes Glühen deutete darauf hin, dass er Feuer fangen würde.

»Gute Idee«, flüsterte Seamus.

»Es ist so kalt«, sagte Cara ebenso leise. Sie nahm einen alten Überwurf von der Rückenlehne des Sessels, arbeitete sich vorsichtig, um nirgendwo anzustoßen, zu dem schlafenden Daithí vor und deckte ihn damit zu. Dann setzte sie sich auf den Boden neben das Feuer und zog ihren Pulli enger um sich. An dem neuen Brikett züngelten nun erste kleine Flammen empor und warfen ein wenig Licht in den Raum. Jetzt konnte sie Seamus' Gesicht gerade so erkennen.

»Alles in Ordnung?«, fragte sie. Seine Augen wirkten traurig, das perfekte Lächeln des gestrigen Abends war verschwunden.

Er zuckte mit den Schultern. »Nein, eigentlich nicht.«

»Erinnerungen?«

»Ja, jede Menge. Ich hab von dieser Nacht damals geträumt und bin aufgewacht.«

»Ich auch«, sagte Cara.

»Das kommt davon, dass ich wieder hier bin. Ich glaube, es war ganz gut, dass wir das Haus bislang gemieden haben. Jetzt kommt alles wieder hoch, die Traurigkeit, der Verlust, die Schuldgefühle ...«

»Du hast keinen Grund, dich schuldig zu fühlen, Seamus.«

»Ist das so?«, fragte er, jetzt lauter flüsternd. Er schüttelte den Kopf. Und selbst in der Dunkelheit konnte Cara die Tränen sehen, die in seinen klaren blauen Augen standen. »Ich war damals dort, Cara. Auf dem Schiff. Wenn ich nicht zurück in die Kabine gegangen wäre, hätte ich gesehen, wie er über Bord gespült wurde. Dann hätte ich die Küstenwache früher verständigen, hinterherspringen, ihm einen Rettungsring zuwerfen können ... irgendwas. Und nicht einfach das Schiff wenden und hoffen, dass ich ihn irgendwie finde ... Ach, Cara ...« Seine Stimme brach.

Cara krabbelte über den Kaminvorleger zu Seamus und umarmte ihn. Er war kalt wie ein Eisblock, noch viel kälter als sie selbst. Wie lange saß er schon dort?

»Es war nicht deine Schuld, Seamie, du konntest nichts dafür. Keiner konnte was dafür. Wir können auf niemanden wütend sein.«

»Es muss irgendwas geben, was ich hätte besser machen können ... Er hat mich all die Jahre beschützt. Wenn Dad hier mit besoffenem Kopf und Wut im Bauch randaliert und jeden verdroschen hat, den er zu fassen bekam, hat Cillian mich im Schrank oder unter seinem Bett versteckt und die Prügel an meiner Stelle kassiert.« Seamus versagte die Stimme, und Cara spürte, wie sein Oberkörper bebte, während er lautlos weinte. »Und als er mich gebraucht hat, konnte ich ihn nicht retten«, sagte er schluchzend.

Ein Klopfen an der Hintertür ließ Cara hochschrecken.

Inzwischen war es heller geworden. Der Tag schien angebrochen zu sein. Sie saß mit angezogenen Beinen und in eine Decke gehüllt noch immer im Sessel vor dem Kamin. Seamus musste sie zugedeckt haben. Sie streckte die Beine aus, blickte sich um und versuchte, sich einen Reim darauf zu machen, was los war. Vage erinnerte sie sich daran, dass Seamus zurück ins Bett gegangen war, nachdem er sich die Augen ausgeheult hatte. Es war schrecklich gewesen. Cara wusste, welchen Schmerz er in sich trug. Sie hatte ihre eigene Version davon. Aber er war in jener Nacht auf dem Schiff gewesen, als Cillian über Bord gegangen war, sich dabei am Kopf verletzt hatte und ertrunken war. Und obwohl Seamus der Welt ein glückliches Gesicht zeigte, verfolgten ihn die damaligen Ereignisse bis heute.

Es klopfte erneut an der Tür. Diesmal lauter.

Jetzt war Cara hellwach. Sie wandte den Kopf und nahm den Umriss einer Gestalt hinter der Milchglasscheibe der Tür wahr. Daithí rührte sich auf dem Sofa. Er sah verschlafen und verkatert aus.

»Was ist denn los?«, grummelte er, setzte sich auf und rieb sich die Augen.

»Da ist jemand an der Tür.«

Cara stand auf, wickelte die Decke um sich und ging hin.

Als sie die Tür öffnete, wurde sie von der grellweißen Schneedecke geblendet. Eiskalter Wind fegte durch die Küche. Eingemummt in Jacke, Schal und Mütze stand dort Courtney, Daithís Angestellte. Sie wirkte verfroren und verängstigt.

»Courtney? Geht's dir gut? Komm rein«, sagte Cara und trat einen Schritt zurück, um ihr Platz zu machen.

»Danke, Cara.« Courtney trat ein.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte Daithí krächzend und beugte sich über die Rückenlehne des Sofas. »Steht der Pub noch?«

»Ja, keine Sorge, dem Pub geht's gut. Aber ich muss mit Cara sprechen«, sagte sie.

Cara runzelte die Stirn. Was konnte Courtney von ihr wollen? In diesem Moment kamen auch Seamus und Sorcha, ebenfalls verkatert und übernächtigt, in die Küche.

»Was ist los? Wer hat so laut geklopft?«, fragte Sorcha, die Haare zerzaust, und rieb sich den Schlaf aus den Augen.

»Courtney ist hier«, sagte Daithí.

»Was ist denn los?«, fragte Cara die beklommen dreinschauende Besucherin.

»Ich soll dir was ausrichten. Sie haben versucht, dich anzurufen, konnten dich aber nicht erreichen.«

»Ja, wir haben hier keinen Empfang.«

»Und als sie dich auf dem Handy nicht gekriegt haben, haben sie es bei dir zu Hause versucht. Deine mamó hat ihnen gesagt, dass du hier bist, und dann als Erstes versucht, Daithí im Pub zu erreichen. Aber er ist ja auch hier ... «

»Danke, dass du den ganzen Weg hierhergekommen bist. Aber was sollst du mir denn ausrichten?«

Courtney holte tief Luft.

»Es war die Polizei, deine Kollegen aus Galway. Bei ihnen hat sich ein anonymer Anrufer gemeldet ... Er hat gesagt, in der Serpent's Lair liegt eine Leiche.«

KAPITEL 7

»Das ist zu gefährlich!«, rief Daithí. Die Worte kamen kaum über seine Lippen, da riss der Wind sie schon mit sich fort. Sie standen am Rand der Klippe. Der Schneesturm hatte wieder eingesetzt und peitschte auf sie beide ein. Sie wankten hin und her, ihre Sicht betrug gefühlt nur wenige Zentimeter. Aber eines konnten sie trotz allem sehen: Die Leiche in der Serpent's Lair. Wer immer dieser Anrufer gewesen war, er hatte recht gehabt.

»Wir können da nicht runtergehen!«, schrie Daithí. Er hatte darauf bestanden, Cara zu begleiten, und sie hatte nicht allzu energisch dagegen protestiert. Nach Cillians Tod war er ehrenamtliches Mitglied bei der Seenotrettung geworden und darin geschult, Risiken einzuschätzen.

Cara verstand kaum, was er sagte, da nur einzelne Silben an ihr Ohr drangen. Doch sie wusste, was er ihr klarzumachen versuchte; es stand ihm deutlich ins Gesicht geschrieben. Mit einem zitternden, durchnässten Arm schob sie die Haare weg, die ihr auf der Stirn klebten und die Sicht raubten. Wenigstens auf einen ihrer Sinne musste sie sich verlassen können.

Aus Angst, vom Kliff geweht zu werden wie Daithís Worte, stemmte Cara ihre Füße mit aller Macht in den tiefen Schnee. Dann schaute sie nach unten, die steile Felswand hinab direkt in die Schlangenhöhle. Wasser floss krachend durch die unterirdischen Kanäle in das von der Natur geformte, rechteckige Becken und flutete es. Die Kraft der Strömung ließ die Wellen gegen die Seitenwände schlagen und warf den darin gefangenen Körper hin und her.

Cara legte die Hände trichterförmig an den Mund. »Aber

dann wird die Leiche vielleicht aufs Meer rausgezogen!«, schrie sie zurück.

Daithí schüttelte den Kopf. Seine Lippen formten das Wort: Nein.

Cara ignorierte Daithís Einwand und sah zu dem Pfad, der an der Felswand entlang zum Becken hinabführte. Sie kannte den Weg. Als Jugendliche waren sie zum Schwimmen in die Serpent's Lair hinuntergestiegen, an jenen strahlenden Sommertagen, die es nur in der Vergangenheit zu geben schien. Tagen, die ihr in Zeiten wie diesen wie ein ferner Traum vorkamen. In den letzten Jahren waren sie nur hier gewesen, um den Wettkampf der Klippenspringer zu verfolgen. Aber dies war kein Sommertag.

Cara ging los.

Sie sah sich um. Daithí folgte ihr, in ihre Fußstapfen tretend, durch den Schnee. Sie bekam ein schlechtes Gewissen, weil sie ihren Freund in Gefahr brachte. Aber es musste sein. Es gab niemand anderen. Selbst das Team der Seenotrettung, das sie um Unterstützung hätte bitten können, hing woanders fest, nachdem es in der Nacht einem havarierten Trawler zu Hilfe geeilt war. Also blieben nur sie und Daithí.

Cara machte sich an den Abstieg. Vorsichtig tastete sie mit den Füßen nach festem Halt, fand jedoch oft keinen. Sie hielt sich an Felsvorsprüngen fest, um nicht abzustürzen, und Daithí tat es ihr nach. Als sie sich noch einmal zu ihm umdrehte, wurde er gerade von einer besonders starken Bö erfasst und gegen die Felskante geschleudert. Schnee und Wind schoben und drängten von hinten wie hektische Pendler, die sie in der Eile umzurennen drohten.

Es dauerte eine frustrierende halbe Stunde, bis sie auf der Höhe des Beckens angelangt waren. Bei jedem Schritt dachte Cara an Seamus, Ferdy und Sorcha, die jetzt drinnen in der vom

Kaminfeuer aufgewärmten Stube beim Frühstück saßen. Sie sehnte sich dorthin zurück. Sehnte sich danach, aus diesem grauenhaften Wetter herauszukommen und, wie geplant, einen entspannten Morgen mit ihren Freunden zu verbringen. Aber sie hatte sich zu solchen Einsätzen verpflichtet, als sie diesen Beruf ergriff. Also durfte sie sich nicht beschweren. Und ebenso sehr, wie sie sich wünschte, jetzt im Haus der Flahertys zu sein, spürte sie, wie ihr Kampfgeist erwachte, weil sie wusste, dass es jetzt ganz auf sie ankam.

Hier, am Fuß der Felswand, herrschten noch härtere Bedingungen. Der Boden war von kleinen Kratern übersät – die gesamte Landschaft hier erinnerte eher an einen fernen Planeten als an die westirische Küste. Wenigstens hielt das salzige Meerwasser der hochschlagenden Wellen diese Fläche frei von Schnee. Das war schon mal was. Allerdings riskierten sie wegen des peitschenden Blizzards und der schlechten Sicht mit jedem Schritt, sich den Knöchel zu brechen. Cara war dankbar, dass das nasse Felsgestein nicht gefroren war. Auch in dieser Hinsicht leistete ihnen das Salz gute Dienste.

Hier unten war der tosende Ozean so viel näher. Und lauter. Cara fürchtete, dass sie jeden Moment von einem Brecher überrascht, gegen den Felsen geschwemmt und aufs Meer hinausgezogen werden konnten. Daithí hatte recht gehabt: Was sie machten, war viel zu gefährlich. Und wer auch immer in dem Becken trieb, war ohnehin längst tot, ein Menschenleben gab es hier nicht zu retten. Doch sie wollte wenigstens versuchen, die Leiche zu bergen. Es waren bereits so viele Inselbewohner im Atlantik verschollen, deren sterbliche Hüllen nicht beige-
setzt werden konnten. Jeden Moment konnte eine unterirdische Strömung diese hier aufs Meer hinausziehen, oder eine Welle konnte von oben kommen und sie mit sich reißen. Cara musste

es versuchen. Was wäre gewesen, wenn Cillian nie gefunden worden wäre? Sie wollte nicht zulassen, dass eine andere Familie dieses Schicksal ereilte, wenn sie es verhindern konnte.

Daithí packte Cara am Arm und zog sie an sich. Er schrie ihr direkt ins Ohr. Sein heißer Atem auf ihrer Haut war die erste Wärme, die Cara seit dem Verlassen des Hauses spürte.

»Wir kriegen die Leiche da unmöglich raus!«, brüllte er. »Nicht, ohne selbst umzukommen!« Cara starrte in seine angst-erfüllten Augen und wischte sich noch einmal mit dem Ärmel übers Gesicht. Dann schaute sie zu den tosenden Wassermassen in dem Becken. Sie waren schon so nahe. Schaumige Gischt spritzte im Rhythmus der Brandung durch die Luft.

»Uns fällt schon was ein!«, schrie sie zurück.

»Wir brauchen einen Plan! Und zwar vorher! Ich hab keine Lust, hier zu ertrinken!«

»Ich auch nicht!«

In dem Moment erhob sich eine riesige Welle aus dem Meer und schleuderte sie mit Wucht gegen die hinter ihnen liegende Felswand. Cara verschwand hinter einem Vorhang aus Wasser und kam japsend und prustend wieder zum Vorschein. Daithí schüttelte sich neben ihr, auch er war atemlos. Alles an ihnen, was noch nicht bis auf die Haut nass gewesen war, war nun komplett durchweicht. Cara musste sich geschlagen geben. Daithí hatte recht. Was sie hier machten, war extrem leichtsinnig. Sie hatte zwar eine Verantwortung der Gemeinde gegenüber, aber ihre Kinder hatten bereits einen Elternteil an die launische See verloren. Ihre Verantwortung für sie war wichtiger. Sie mussten denjenigen, der in diesem Becken trieb, seinem Schicksal überlassen.

Sie schüttelte den Kopf und rief dann: »Du hast recht! Es ist zu gefährlich! Lass uns gehen!«

Aber schon wurden sie von der nächsten Riesenwelle überrollt. Und diese hatte es besonders auf sie abgesehen. Sie riss Cara um und zerrte sie mit sich. Daithí stürzte nach vorn und erwischte sie gerade noch am Arm. Nur mit Mühe schaffte er es, sie an Land festzuhalten.

Als das Wasser zurückwich, kauerte Cara sich zitternd neben ihm auf den Boden. Ihr Herz raste. Ihre Schulter schmerzte, weil sie bei Daithís Rettungsaktion verrenkt worden war. Cara hustete und prustete und spuckte salziges Meerwasser aus. Ihr Mund brannte. Sie blickte zu Daithí hoch und sah mehr als sie hörte, dass er »Das war knapp« sagte. Sie nickte erschöpft. Daithí wandte den Kopf, und sie folgte seinem Blick.

Wenige Meter von ihnen entfernt lag, wie eine ausgespuckte Schale, die leblose Hülle eines Menschen.

Die Wellen hatten ihnen ein Geschenk hinterlassen.

Die Leiche war aus der Serpent's Lair herausgeschleudert, vom Maul der Bestie ausgespien worden.

Cara, die noch immer am Boden hockte, drehte sich auf alle viere. Sie spürte, wie die Oberfläche des Felsens ihre Handflächen aufschürfte. Ihre Hosenbeine wurden noch weiter durchnässt. Sie hob ihren Arm wie einen Schild über die Augen und versuchte, in dem Schneetreiben einen besseren Blick aufs Meer zu bekommen. Um nachzusehen, ob von dort erneut Gefahr drohte. Sie wollte nicht noch einmal fast weggeschwemmt werden. Zentimeter um Zentimeter kroch sie auf die Leiche zu. Es war eine Frau, schätzte Cara, konnte aber nicht sicher sein, da sie nur die Rückseite sah. Ihr langes dunkles, nasses Haar klebte teils verklumpt an den Schultern und war teils fächerförmig über den Felsen gebreitet.

Nach einem weiteren schnellen Blick zum Atlantik legte Cara die letzten unebenen Zentimeter schneller zurück. Sie griff nach

der Schulter und zog daran. Zwei an den Handgelenken zusammengebundene Arme schwangen herum, als die Leiche sich in ihre Richtung drehte. Cara hörte Daithí hinter sich schockiert aufschluchzen.

»O Gott, nein!« Plötzlich war Daithís vorher ständig vom Wind zerfetzte Stimme geradezu quälend deutlich. Es war, als hätte der Sturm seinen Schmerz gehört und schwiege aus Respekt.

Cara starrte sprachlos vor Entsetzen auf die Leiche.

Dann blinzelte sie, als würde eine andere Art des Hinschauens irgendwie verändern, was sie sah. Sie beugte sich vor und studierte jeden einzelnen Teil dieses leblosen Gesichts. War das, was sie da sah, zusammengenommen wirklich das, was es zu sein schien?

Diese Augen, gleichwohl geschlossen. Diese Nase, dieser Mund. Die Ohren, in denen noch immer die Kreolen steckten.

Maura.

Ihre Maura. Maura Conneely mit der Wildheit im Blut und der ungetrübten Lebensfreude im Herzen. Sie lag leblos vor ihr.

Unglaublicherweise.

Unfassbarerweise ...

... tot.

Sie war an den Handgelenken gefesselt. Ihre Wangen waren ausgebeult, und zwischen den geschlossenen Lippen lugte ein Stoffzipfel heraus. Jemand hatte ihr einen Knebel in den Mund gesteckt.

»Nein«, flüsterte Cara.

Sie hockte sich auf die Fersen und starrte sie an. Auf Mauras grauem, wie schlafend aussehendem Gesicht landeten Schneeflocken, die jedoch keine Wärme der Haut zum Schmelzen brachte. Kalt blieben sie einfach liegen.

Daithí kam und sank neben ihr auf die Knie. Nun sahen sie

beide aus wie reuige Sünder im Gebet. Cara betrachtete Maura von Kopf bis Fuß. Unter ihrer Jeansjacke erkannte sie das schwarz-weiße Top, das Maura im *Derrane's* angehabt hatte. Sie trug ihre Ohrringe und ihre Lieblingsjeans.

»Aber ich hab sie doch gerade noch gesehen. Gestern Morgen ...«, flüsterte Daithí und streckte die Hand nach dem Körper aus.

»Nein, nicht anfassen!«

Es war besser, sie rührten sie nicht an. Cara war zu keinem klaren Gedanken fähig, aber sie musste sich daran erinnern, was Sergeant Cara Folan jetzt tun sollte. In diesem Moment war sie nur Cara, die ungläubige, verwirrte, entsetzte Freundin. Daithí ließ seinen Arm sinken.

Cara verstand den Impuls und wollte wahnsinnig gern dasselbe tun. Sie wollte Maura berühren, an sich ziehen. In den Armen halten. Cara ballte die Fäuste und presste die Fingernägel in ihre Handflächen. Versuchte, sich durch den Schmerz aus ihrem Schockzustand zu befreien.

Daithí wollte ihr etwas sagen. Sie beugte sich zu ihm hin. »Was ist passiert, Cara? Ihre Hände ... sieh dir ihr Gesicht an ...« Er suchte nach Worten. »Ich hab sie doch gestern Morgen noch gesehen«, wiederholte er.

Cara schüttelte den Kopf. Sie drückte Daithís Arm. Eine beruhigende Geste, aber zugleich auch ein Test, um zu prüfen, ob all das wirklich real war. Er umarmte sie, und Cara lehnte sich, dankbar für den Trost, an ihn. Plötzlich ergab dieser Sturm einen Sinn. Die Erde hatte eine der Ihren verloren und war darüber zu Recht erzürnt.

Cara schaute in den dunkler werdenden Himmel. Den Schnee, der ihr in die Augen und ins Gesicht stach, spürte sie gar nicht. Obwohl es erst neun Uhr morgens war, sah der Him-

mel aus wie an einem frühen Winterabend. Und je düsterer er wurde, desto näher schien er zu kommen. Es kam ihr so vor, als könnte sie ihn berühren, wenn sie den Arm ausstreckte.

Cara fühlte Tränen in sich aufsteigen. Doch selbst in ihrer Verstörtheit wusste sie, dass Tränen ihnen jetzt nicht weiterhelfen würden. Sie durfte nicht zusammenbrechen. Dafür war später noch Zeit. Jetzt musste sie etwas tun. Sie alle hier wegbringen. Cara setzte sich in Bewegung. Während sie um Maura herum auf die andere Seite kroch, versuchte sie, sich emotional aus der Situation abzuspalten und so zu tun, als wäre diese Person jemand anders. Sie nahm jeden Riss in deren Haut und jeden Bluterguss in Augenschein und dachte an ihre Ausbildung in Templemore zurück. Und obwohl der Sturm nicht nachließ, war ihr auf einmal, als würde die Zeit langsamer vergehen. Als gehorche der Schnee, der eben noch wie ein mittelalterliches Folterinstrument auf sie eingeweicht hatte, plötzlich anderen physikalischen Gesetzen und wirble um sie herum, ohne sie zu berühren. Mit einem Mal gab es nur noch Cara, die – auf allen vieren – begutachtete, was von ihrer Freundin übrig war.

In der distanzierten, konzentrierten Betrachtung erkannte sie allmählich, dass die Leiche zwei Geschichten erzählte. Ein Teil ihrer Verletzungen rührte offenbar daher, dass sie schutzlos den Naturgewalten ausgeliefert gewesen war. Lange, brutale Schnittwunden. Ein besonders tiefer Riss an der Körperseite, dort sichtbar, wo das Top hochgerutscht war. Aber es gab auch kleinere, leichtere Blessuren. Der saubere Schnitt an der Lippe, das Hämatom am Auge ohne jede Abschürfung außen herum. Verwundungen, zu fein für die Kraft von Kalksteinfelsen und die Wucht tosender Wellen.

Cara sah zurück zu Daithí, um sich zu vergewissern, dass er allein klarkam. Dabei bemerkte sie hinter ihm, oben auf dem

Kliff, eine schnelle Bewegung. Etwas Dunkles vor dem alles beherrschenden Weiß. Sie wollte aufstehen, rutschte aber aus und schlug sich das Knie auf. Mit schmerzverzerrtem Gesicht rappelte sie sich wieder hoch. Dann rannte sie ein Stück weiter vom Kliff weg in Richtung Meer, um einen größeren Ausschnitt von der Felsenkuppe sehen zu können. Was war das gewesen?

Angestrengt blinzelte sie durch das Schneegestöber.

»Cara!«, brüllte Daithí.

Sie drehte sich um. Eine Welle rollte auf sie zu. Schnell lief sie wieder in Daithís Richtung und entging dem Wasser nur knapp. Doch als es sich zurückzog, folgte sie ihm erneut, weil sie unbedingt herausfinden wollte, was – oder wen? – sie dort oben gesehen hatte. Aber da war nichts. Wenn sie sich nicht doch getäuscht hatte, war der- oder dasjenige inzwischen verschwunden.

Ihr Blick glitt über die von Kratern übersäte Landschaft. Und dann über das aufgepeitschte Meer. Sie mussten hier weg. Sie und Daithí würden Maura von hier fortbringen müssen. So furchtbar der Gedanke auch war. Und so schwierig das unter diesen Umständen auch sein würde.

Aber was dann? Die Insel war komplett von der Umwelt abgeschnitten. Sie selbst war gestern mit der letzten Fähre hergekommen. Und der Flieger ging ganz sicher auch nicht mehr. Sogar die Seenotrettung hing irgendwo fest. Einen Moment lang flaute der Wind ab. So wie ein Kind bei einem Trotzanfall kurz still wurde, um Luft zu holen. Cara überlegte, was als Nächstes zu tun war. Sie schaute auf Maura hinab.

Der Sturm würde laut den Vorhersagen erst in drei Tagen enden.

Bis dahin war keine Verstärkung zu erwarten.

Niemand würde ihnen zu Hilfe kommen.